NORDISCHE ZEITUNG

Die Stimme des Artglaubens

Im Einsatz für

- Lebensschutz, insbesondere Überleben unserer Art
- Erhaltung des nordischen Kulturerbes und Förderung einer wesensgemäßen Kultur
- Verwirklichung einer sinnerfüllten Lebensgestaltung



Inhaltsverzeichnis

Impressum

Die NORDISCHE ZEITUNG ist die Stimme des Artglaubens. Sie wird von der Artgemeinschaft – Germanische Glaubens-Gemeinschaft wesensgemäßer Lebensgestaltung e.V., Postfach 55709, 22567 Hamburg, herausgegeben und verlegt und erscheint vierteljährlich.

Menschen unserer Art, die Beiträge zur Entwicklung nordischer Anschauungen auf religiösem, weltanschaulichem, kulturellem, erzieherischem, gemeinschaftsbildendem, künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiet geben wollen, steht sie zur Verfügung.

Dabei müssen namentlich gekennzeichnete Beiträge nicht in jedem Falle mit der Auffassung der Schriftleitung oder der Leitung der Artgemeinschaft übereinstimmen.

Schriftleiter und verantwortlich für den Inhalt, soweit Beiträge namentlich nicht gekennzeichnet sind: Jürgen Rieger, Auguste-Baur-Str. 22, 22587 Hamburg. Namentlich gekennzeichnete Artikel verantworten die Verfasser.

Zahlungen auf das Konto: Die Artgemeinschaft, Postbankkonto 5 28 51-104 Berlin (BLZ 100 100 10). Aus dem postalischen Ausland: unter Angabe des €-Betrages mit Auslandspostüberweisung DE59 1001 0010 0052 8511 04, BIC PBNKDEFF oder Scheck, spesenfrei für den Empfänger.

Die von der Artgemeinschaft – Germanische Glaubensgemeinschaft wesensgemäßer Lebensgestaltung e.V. verwendete Form der Irminsul ist registerrechtlich geschützt und darf nur von Mitgliedern der Artgemeinschaft verwendet werden.

Wir setzen an den Beginn unserer Jahreszählung nicht die Geburt eines Christus, von dem niemand weiß, ob und ggf. wann er geboren wurde, sondern die Hochblüte des Gestirnheiligtums Stonehenge.

Bezugsgebühr 18,– € jährlich, für Mitglieder und Förderer im Jahresbeitrag enthalten. Bestellungen für nur ein Jahr gelten als automatisch um ein weiteres Jahr verlängert, wenn nicht bis zum 31. 12. gekündigt wird. Wenn innerhalb eines Jahres bestellt wird, werden die bereits erschienenen Hefte nachgeliefert; die Bestellungen gelten immer für ein Kalenderjahr.



Beilagenhinweis: Einer Teilauflage liegen Mitteilungen der Leitung und die Einladung zum Gemeinschaftstag und zu einem Tanztreffen bei.

Umschlagbild: Goldene Bügelfibel, langobardisch, ca. 6. Jhdt. n .übl. Ztr.

Germanisches Erbe in Darstellungen auf bäuerlichem Sachgut

1. Das Menschenpaar in Darstellungen der Volkskunst

Zahlreich sind die Werke der Volkskunst, die eine Darstellung des *Menschenpaares* enthalten. Die Art der Darstellung ist verschieden; doch zeigen vier Hauptgruppen eine weitgehende Ideenverwandtschaft und lassen sich trotz äußerer Vielfalt auf die gleiche Grundanschauung zurückführen.

1. Die einfache Darstellung zeigt *lediglich Mann und Frau*. Dabei ist zu beobachten, daß diese im allgemeinen nicht nur nebeneinander stehen, sondern sich an den Händen halten oder gar eng umschlungen sind. Diese Darstellung findet sich vor allem auf hölzernen Backformen vom 17. bis zum beginnenden 19. Jahrhundert[1] und auf bemalten Spanschachteln aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts[2].

Beide Gruppen stellen Gebrauchsgegenstände dar, jedoch solche, die außerhalb des Alltagsgebrauches der Verwendung zu Fest und Feier vorbehalten sind. In den Hauben- oder Mützenschachteln wurden die prächtigen Feiertagshauben aufbewahrt. Die Backformen, vielfach Modeln genannt, dienen auch heute noch der Zubereitung des weihnachtlichen Festgebäckes.

Auf den Haubenschachteln tritt uns die Darstellung des Motives sinnbildhaft entgegen; allerdings nicht im Sinne einer schmuckhaften Dekoration, sondern als ausdruckshaftes Symbol des Verbundenseins von Mann und Frau zu einer Einheit. Die mit Hilfe der Backformen hergestellten Weihnachtsgebäcke unterstreichen diesen Sinn durch ihr Zugehören zu dem jahreszeitlichen Brauchtum. Denn zu keiner Zeit wäre es sinnvoller, ein Gebäck in der Form des Menschenpaares herzustellen als gerade zu Weihnachten, der Zeit der Jahreswende, in der das Alte vergeht und aus der ewigen Substanz das neue Leben entsteht.



Bild 1: Schüssel aus Mittelkirchen im Alten Lande. 1742. (Niedersächsisches Volkstumsmuseum, Hannover.)

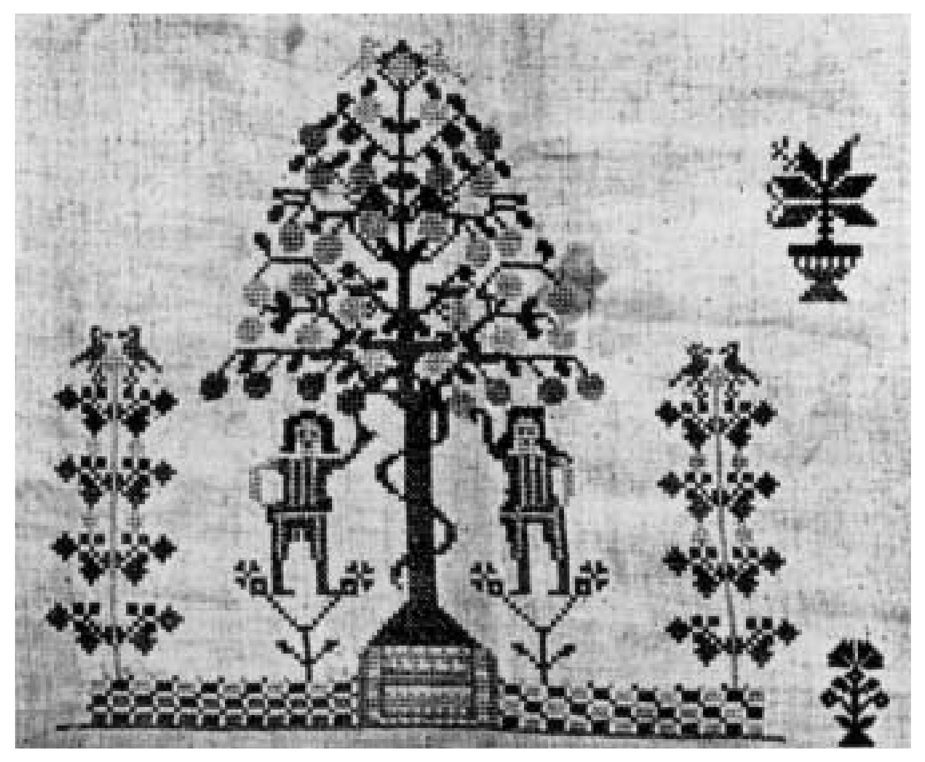


Bild. 2: Stickmustertuch aus der Winser Elbmarsch. (Niedersächsisches Volkstumsmuseum, Hannover.)

So tritt uns hier das Menschenpaar als Träger des Lebens entgegen. Bewußt sind Mann und Frau *zusammen* dargestellt, als die Einheit, die allein Ausgangspunkt des Kommenden sein kann.

2. Die nächste Gruppe mit einer Darstellung des *Menschenpaares* zeigt dieses *zu den Seiten eines Baumes*, der durch Größe und Anordnung das beherrschende Mittelstück dieser Darstellung bildet.

Mann, Frau und Baum ohne Hinzufügung weiterer Motivteile finden sich verhältnismäßig selten[3]. Immerhin ist diese Darstellung beachtlich, weil sie eine ganz klare Verbindung des Menschenpaares mit dem Baum zeigt, die ohne ablenkende Zutaten das Wesentliche hervorhebt. In engem Zusammenhang hiermit steht eine Form des Motives, die an Stelle des Baumes einen Zweig mit einem Blütensproß zeigt, der sich zwischen dem Menschenpaar befindet und von diesem gemeinsam gehalten wird (Bild 1).

Dieser einfach gegliederte Motivaufbau erfährt dann mehrfache Erweiterungen. Zunächst durch zwei gegenständige *Vögel*, die auf dem Baum oder zu seinen Seiten angeordnet sind (Bild 2). Es handelt sich hierbei um eine Motivgestaltung, die aus zahlreichen Darstellungen des *Lebensbaumes* bekannt ist, in denen



Bild 3: Lehne eines Stuhles aus der Umgebung von Celle. 1860. (Bomann-Museum, Celle.)

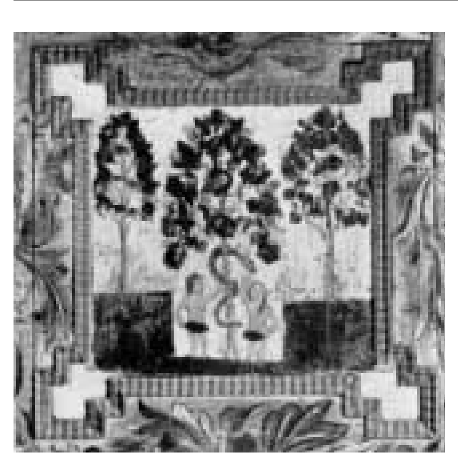


Bild 4: Tür eines bemalten Schrankes aus dem Gudbrandstal in Norwegen. (In den Sandvigschen Sammlungen zu Lillehammer, Norwegen.)

die Vögel als Geleittier des Helden beim Zuge in die andere Welt und als Überbringer des Lebenswassers hervortreten[4].

Im Zusammenhang damit findet sich häufig die Andeutung eines *Brunnens* an den Wurzeln des Baumes (Bild 2). Auch in diesem Motiv wird die Überlieferung sichtbar, die für den Ursprung der Darstellungen in der Volkskunst die gleiche ist wie für die Erzählung in der Edda, in der es von der Esche Yggdrasil heißt: immergrün steht sie am Urdbrunnen[5].

Die am stärksten in Erscheinung tretende Ausgestaltung des einfachen Motives, das nur das Menschenpaar am Baum zeigt, erfolgt durch die Hinzufügung der *Schlange*, die zumeist am Stamm des Baumes angebracht wird (Bild 2). Dadurch tritt, rein äußerlich gesehen, eine Veränderung des Motives ein. Aus dem Menschenpaar, das sonst nur als solches erschien, wird jetzt *Adam und Eva*. Der Baum aber, der sonst ein Sinnbild lebensspendender Kraft ist, dessen Früchte Jugendfrische und Fortbestand gewähren[6], wird zu einem Giftgewächs. Der Genuß seiner Frucht bedeutet Verdammnis und Vertreibung aus dem Paradies, der alten Heimat. Das Gesamtmotiv erscheint als eine Darstellung des Sündenfalles.

Es ist durchaus fraglich, ob diese Darstellung des Sündenfalles in der gedanklichen Vorstellung der Verfertiger der betreffenden Gegenstände das allein Maßgebliche gewesen ist, oder ob nicht doch noch andere Vorstellungen in dem Motiv zum Ausdruck kommen. Zunächst erscheint es unwahrscheinlich, daß ein Motiv, das einen ausgesprochen negativen Inhalt wie den des Sündenfalles hätte, die weite Ausdehnung im Gesamtbereich der Bauernkunst hätte finden können, die diese Darstellung des Menschenpaares am Baum bis in die Gegenwart einnimmt. Ganz unmöglich wäre es aber gewesen, daß eine Verfallserscheinung wie der Sündenfall ausgerechnet unter dem sinnbildhaften Gebäck der Weihnachtszeit[7] eine bevorzugte Stellung eingenommen hätte, da gerade dieses Fest einen ausgesprochen lebensbejahenden Sinn hat. Desgleichen hätten die jungen Mädchen ihre Stickmustertücher[8] kaum mit dem Motiv versehen, wenn sie ihm nur die Bedeutung des Sündenfalles beigemessen hätten.

In diesen Darstellungen der Schlange muß noch etwas anderes zur Geltung gekommen sein. Auf bäuerlichen Stühlen ist sie häufig zu finden und bildet dort allein (Bild 3) oder paarig die Rückenlehne[9]. Vielfach trägt hier die Schlange einen kronenartigen Dreisproß auf dem Kopf. In der gleichen Art finden wir sie auch an den Toren westfälischer Bauernhäuser[10].

Es ist absolut undenkbar, daß die Bauern Haus und Gerüst mit einem Tier geschmückt hätten, wenn die mit diesem Tier verknüpfte Bedeutung unheilvoll gewesen wäre. Die Schlange muß vielmehr einen durchaus positiven Sinn gehabt haben. Dies entspricht auch dem Wesen der sonst an diesen Stellen angebrachten Sinnbilder. Trägt die Schlange sogar einen Dreisproß, wird ihre Bedeutung als Träger und Mittler der Lebenskraft besonders wahrscheinlich. In diesem Sinn gewinnt sie auch in der Verbindung mit dem Baum, zu dessen Seiten das Menschenpaar steht, besondere Beachtung. Die „Paradiesszene“ fand eben deshalb die häufige Darstellung, weil hier eigentlich Dinge behandelt wurden, die in der völkischen Überlieferung verankert waren. Der Baum als Sinnbild des sich ewig erneuernden Lebens und als Schicksalsbaum, das Menschenpaar als Träger des Lebens und die Schlange mit der Lebensfrucht fügen sich zu einem wesensgleich aufgebauten Motiv zusammen, das erst in der christlichen Umdeutung seiner Einzelbestandteile einen anderen, einen negativen Sinn erhält.



Bild 5: Kopfkissenbezug aus den Vierlanden. (Niedersächsisches Volkstumsmuseum, Hannover.)

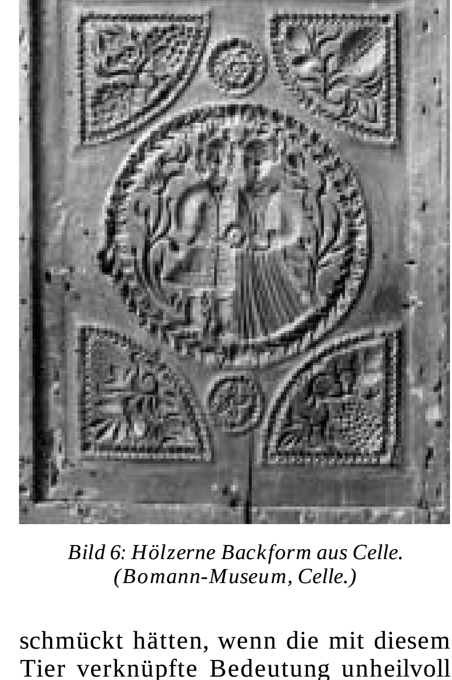


Bild 6: Hölzerne Backform aus Celle. (Bomann-Museum, Celle.)

Im Rahmen dieses Gesamtmotives fällt die Heraushebung einer Umgrenzung des Ganzen auf, die vierseitig[11] oder, der meist flächigen Zeichnung entsprechend, nur auf der Vorderseite erfolgt. Dadurch wird zum Ausdruck gebracht, daß ein besonderer Bezirk abgegrenzt ist, eine andere Welt als die gewöhnliche, in deren Mittelpunkt der Baum steht. Im Sinn der „Paradiesszene“ ist dies natürlich das Paradies, im Sinne der Überlieferung der Schicksalsgarten.

Die Darstellung auf einem bemalten Schrank aus dem Gudbrandstal in Norwegen (Bild 4) kennzeichnet die Geschlossenheit dieses besonderen Bezirkes deutlich und hebt in der Umgren-



Bild 7: Bemalte Mützenschachtel.
(Bomann-Museum, Celle.)



Bild 8: Innenseite eines Klemmeisens aus Niedergörsdorf,
Kreis Jüterborg-Luckenwalde. 1872. Privatbesitz.

zung ausdrücklich *vier* bastionsartige Ecken hervor, die Schutz- und Eingangsstellen dieser anderen Welt.

Die Umformung alten Geistesgutes in christlichem Sinn zeigt die Darstellung auf einem Kopfkissenbezug aus den Vierlanden (Bild 5). Das Menschenpaar hält ein Herz, aus dem ein Dreisproß wächst. Zu den Seiten sind in der gleichen Anordnung, in der sich sonst die paarigen Vögel finden, zwei gegenständige *Engel* angebracht. Diese zeigen in der Haltung und in der Mitführung der Palmwedel die typische Form der bekannten Segens- und Kinderbringerengel, die in zahlreichen billigen Drucken Verbreitung gefunden haben. Trotz dieser fremden Züge wird das Motiv der überlieferungsgebundenen Darstellung völlig eingefügt, so daß der Gesamtausdruck der gleiche bleibt.

3. Sahen wir bisher das Menschenpaar zu den Seiten des Baumes, so tritt uns in einer weiteren Gruppe eine Art Umkehrung entgegen, bei der *Mann und Frau das Mittelstück der Darstellung* bilden, während sich links und rechts je ein Baum befindet. Wiederum sind es vor allem Backformen und Mützenschachteln, die das Motiv zeigen.

Wie auf den oben behandelten Darstellungen (Bilder 2 und 4) finden wir auch hier (Bild 6) zunächst das Menschenpaar in einem geschlossenen Rahmen, und es sind gleichfalls die vier Ecken betont herausgestellt. Mann und Frau halten gemeinsam einen Kranz; zu den Seiten befindet sich je eine Pflanze, die der zeitgenössischen Ausgestaltung des Gesamtbildes entsprechend belebt gezeichnet ist.

Auf der Mützenschachtel (Bild 7) zeigen sich diese Pflanzen in klarer Baumform zu den Seiten des Menschenpaares, das hier durch den begleitenden Spruch deutlich als Liebespaar gekennzeichnet ist.

Häufig tragen brandenburgische Klemmeisen, Kuchenformen, die der Bereitung des Fasnachtsgebäckes dienen, links und rechts von einem Mittelstück je einen Baum (Bild 8). Ausgesprochene Menschendarstellungen sind mir hier in den Mittelfeldern noch nicht begegnet, doch weist der Spruch auf einem solchen Eisen aus dem Fläming: MIN HARTE UND DÜN HARTE IS EN KLÜTKEN deutlich auf Mann und Frau hin, an deren Stelle hier dieser Spruch gesetzt ist.



Bild 10: Hölzerne Backform aus Luckenwalde.

Auf dem Stickmustertuch (Bild 2) und auf dem Schrank (Bild 6), die das Menschenpaar mit der Schlange am Baum zeigten, befinden sich gleichfalls zwei stark hervorgehobene Bäume, von denen die neunsprossigen des Stickmustertuches besonders bemerkenswert sind.

Zwei Bäume treten uns aber auch in Verbindung mit der Hochzeit entgegen. Vor schwedischen Hochzeitshäusern wurden in Uppland zwei mit diesem grünen Laub umwickelte Stangen aufgestellt (Bild 9). Die Spitzen dieser Bäume waren mit Kronen oder mit Sonnendarstellungen besetzt[12]. Letztere entsprechen den halben Sonnen an niedersächsischen Hausfronten, niederbayerischen[13] und egerländer Hoftoren[14], auf brandenburgischen Ostereiern, Dachziegeln[15] und anderen. – Diese Hochzeitsmaien vor den schwedischen Häusern finden auch Parallelen in Deutschland, wo z. B. im Schwarzwald gleichfalls zwei Bäume, Tannen, an denen weiße Bänder hängen, vor dem Hochzeitshaus stehen[16].



Bild 9: „Bröllopstänger“ (Hochzeitsstangen) aus Rosslagen, Schweden.
(Nach „Uppland i Nordiska Museet“, Stockholm 1926, Abb. 111.)

Es erhebt sich nun die Frage, warum diese zwei Bäume in Verbindung mit dem Menschenpaar erscheinen. Um eine ornamentale Dekoration handelt es sich bei dieser Motivgestaltung ebensowenig wie bei der Darstellung des Menschenpaares zu den Seiten des einen Baumes. Daß im vorliegenden Fall eine Lebensbaumdarstellung vorliegt, wird aus dem Kucheneisen ersichtlich, dessen beide Bäume in Gefäßen stehen, so daß ausdrücklich auch auf das *Lebenswasser* hingewiesen ist. Dazu kommt, daß diese Klemmeisen zur

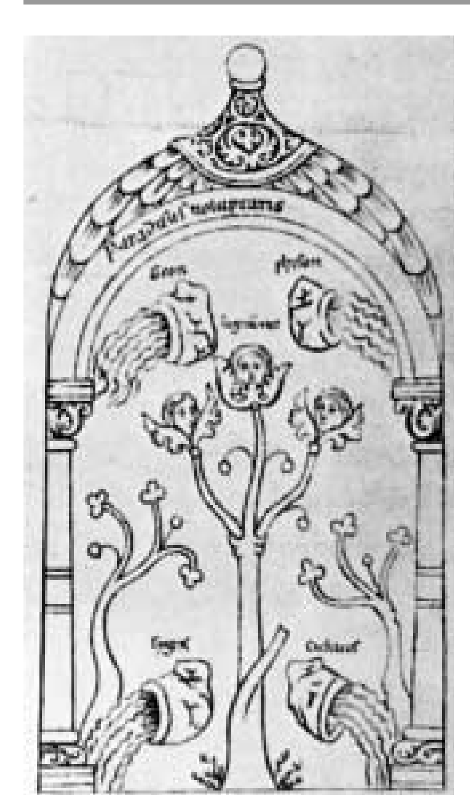


Bild 11: Herrad von Landsberg, Hortus deliciarum: Paradies. (Nach Josef Strzygowski, Spuren indogermanischen Glaubens, Heidelberg 1936, Abb. 193.)

Aussteuer der Braut gehören[17], also mit der Hochzeit im Zusammenhang stehen, ähnlich wie die Mützenschachteln. Es muß also den Baumdarstellungen auf diesen Gegenständen ein Sinn innewohnen, der mit den Hochzeitsmaien vor den Brauthäusern übereinstimmt. Es scheint mir, daß die Herausstellung von *zwei* Bäumen auf Mann und Frau hinweist, deren Leben und Schicksal nunmehr zusammengeht, was durch die gemeinsame Darstellung des Menschenpaares mit den beiden dazugehörenden Bäumen betont wird. Vor dem Hochzeitshaus können selbstverständlich nur die beiden Bäume stehen, die aber zu den Seiten der Tür angebracht sind, durch die das Brautpaar in das Innere des Hauses gelangt.



Bild 12: Hölzerne Backform aus Elbing. (Museum Elbing.)

4. Sahen wir in den bisher behandelten Darstellungen das Menschenpaar allein, zu den Seiten eines Baumes oder als Mittelstück zwischen zwei Bäumen, so tritt uns in einer weiteren Gruppe das *Menschenpaar im Baum* entgegen.

Auf dem bereits mehrfach erwähnten sehr motivreichen Stickmustertuch (Bild 2) sehen wir, daß Mann und Frau nicht nur neben dem großen Hauptbaum, sondern jeder noch in einem Einzelbaum stehen. Diese Darstellung ist keinesfalls eine Sondererscheinung. Auf einer brandenburgischen Backform (Bild 10) finden wir Mann und Frau im neunten Sproß eines Baumes. Hier handelt es sich wiederum um eine Form für das Weihnachtsgebäck, so daß diese Darstellung im Zusammenhang mit dem Brauchtum der Jahreswende und der Lebenserneuerung steht.



Bild 13: Holzplastik. Orslev-Kirche, Skelskr, Dänemark. Um 1300. (Nationalmuseum, Kopenhagen.)

In Verbindung mit den Darstellungen des Menschenpaares im Baum müssen solche genannt werden, die auf die *Herkunft der Kinder aus einem Baum* verweisen. Schon im Hortus deliciarum der Herrad von Landsberg (Bild 11) begegnet uns ein dreisprossiger Baum, dessen Sprossen jeweils einen Kinderkopf umschließen. Auf einen brandenburgischen Hausspruch von 1776 n. ü. Ztr. hängen in dem Baum zahlreiche Wickelkinder[18]. Eine sinnesverwandte Darstellung zeigt eine hölzerne Backform aus Elbing (Bild 12). Hier steht eine Frau am Baum, welcher eines der im Baum hängenden Wickelkinder in die ausgebreitete Schürze fällt.

Diese Bäume umschließen das Leben. Damit findet eine Auffassung ihren Ausdruck, die uns bereits in dem Gespräch Odins mit dem Riesen Vafthrudnir entgegentritt, in welchem es heißt[19]:

> Lif und Lifthasir,
> ihr Leben bargen sie
> im Holze Hodmimirs;
> Morgentau
> wird ihr Mahl dort sein;
> sie pflanzen die Völker fort.

Darstellungen des Menschenpaares sind uns schon aus der Bronzezeit bekannt[20]. Sie haben mit den Werken der Volkskunst die klare ruhige Haltung gemein, in der Mann und Frau dem Beschauer entgegentreten. Das Menschenpaar wird überall als große Einheit empfunden, in der beide Teile völlig gleichwertig nebeneinander stehen. Nirgendwo tritt eine Vorrangstellung des Mannes hervor; die gemeinsame Trägerschaft des neuen kommenden Lebens verbindet die beiden Teile zu einem geschlossenen Ganzen.

5. Seit dem Mittelalter macht sich aber auch ein anderes Denken bemerkbar. An die Stelle der natürlichen Gemeinschaft tritt nunmehr ein *Untertanenverhältnis zwischen Mann und Frau*, deren Stellung zueinander im Sinn der orientalischen Auffassung beeinflußt wird. Ein Wort der syrischen „constitutiones apostulorum“[21] wird mehr und mehr geradezu Leitgedanke für die Beurteilung des Verhältnisses der beiden Geschlechter: „Ihr Weiber seid untertan euren Männern und haltet sie in Ehren, und mit Furcht und Liebe dient ihnen, wie die ehrwürdige Sarah den Abraham ehrte, welche ihn nicht einmal beim Namen anzureden wagte, sondern ihn Herr nannte.“

Dem Norden ist dieses Denken völlig fremd, das erst durch die aus dem Süden

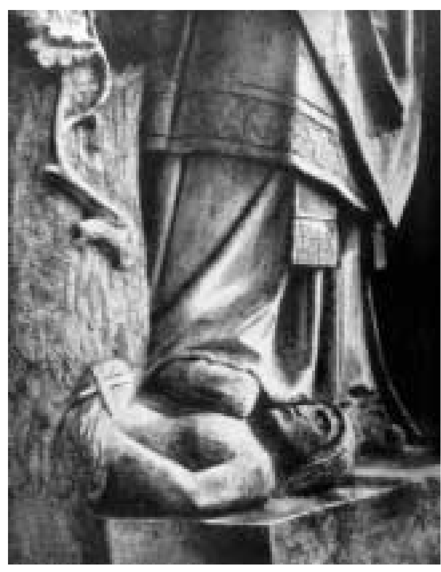


Bild 14: Teil einer barocken Heiligenfigur aus der Umgebung von Würzburg.

kommende Priesterschaft eingeführt wurde. In der kirchlichen Kunst Deutschlands und Skandinaviens haben diese ungermanischen, orientalischem Denken verbundenen Auffassungen wiederholt ihren Niederschlag gefunden. Bild 13 zeigt eine dänische Holzplastik aus der Zeit um 1300 n. ü. Ztr. und Bild 14 gibt den Ausschnitt aus einer barocken Heiligenfigur aus der Gegend von Würzburg. Beide Darstellungen lassen die Verrohung erkennen, die nunmehr in dem Verhältnis zwischen Mann und Frau durchgedrungen war.

Diese Plastiken könnten geradezu als eine Illustration zu dem Worte Mohammeds angesehen werden: „Das Paradies der Frau ist unter den Fußsohlen ihres Mannes.“

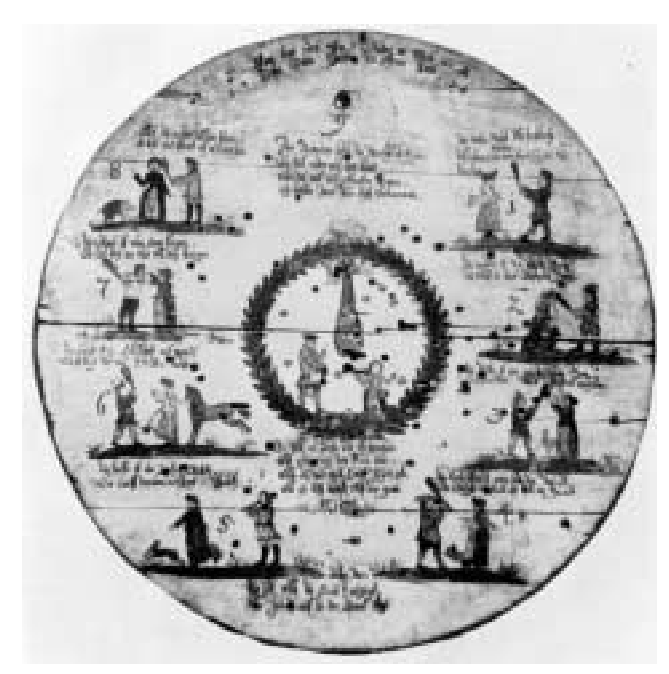


Bild 15: Bemalte Schützenscheibe. 1734. (Museum Bad Reichenhall.)

Leider finden sich auch vereinzelt Darstellungen dieser Geistesart in der bürgerlichen und bäuerlichen Kunst. Eine Schützenscheibe aus Reichenhall vom Jahre 1731 n. ü. Ztr. (Bild 15) trägt die Inschrift: „Ein Jeder Mann der sein Weib die Hautt abziegt Von Stundt auff in den Himmel fligt.“ In neun Bildern wird gezeigt, wie der Mann durch Prügel sein ungehorsames Weib zur Vernunft bringt, das sich zum Schluß für die ihm erwiesene „Wohltat“ kniefällig bedankt. Diese Darstellung entspringt einer ausgesprochen unwürdigen Denkungsart, die dem germanischen Menschen von Haus aus fremd ist und die deshalb glücklicherweise auch nur in beschränktem Maß Eingang in die bäuerliche Lebens- und Darstellungswelt gefunden hat.

2. Der Baum im Brauchtum und Sachgut des Lebenslaufes

Aus zahlreichen Erscheinungsformen des *Jahres*laufbrauchtums ist der Baum bekannt. Nichts erscheint daher natürlicher als die Vermutung, ihn auch in dem Brauchtum anzutreffen, das mit dem *Lebens*lauf verbunden ist. Denn beides Brauchtum ist aus den gleichen geistigen Voraussetzungen entstanden und wird von den gleichen Menschen getragen.

Überblickt man den Lebenslauf in der üblichen Reihenfolge Geburt – Hochzeit – Tod, zeigt es sich, daß Sachgüter, die durch eine Baumdarstellung ausgezeichnet sind, in dem ersten Lebensabschnitt des Menschen kaum hervortreten, daß dagegen das mit der Hochzeit und mit dem Tod zusammenhängende Sachgut diese Darstellungen sehr häufig trägt. Das bedeutet nun nicht, daß in der Kindheit und in der Burschen- und Mädchenzeit der Baum belanglos sei oder überhaupt nicht erscheine. Im Gegenteil, er ist sogar recht oft zu finden, doch verdichtet sich sein Vorkommen in diesem Lebensalter vor allem auf das von den Kindern und von der Jugend getragene Brauchtum.

Weit bekannt, wenn auch in der Verbreitung noch keineswegs klargestellt, ist die Sitte, bei der *Geburt* eines Kindes einen Baum zu pflanzen. Dieser Baum gilt als Schicksalsbaum, sein Gedeihen und Vergehen fällt mit der Entwicklung des zu ihm gehörenden Menschen zusammen.

Vielfach zeigt das Brauchtum der *Frühlingszeit* eine Verbindung von *Kind* und Baum. Als Beispiel sei das Brunnenreinigen in der Pfalz erwähnt, in dessen Verlauf die „Bornmädchen“ auf jeden Brunnen ein bändergeschmücktes Bäumchen stecken. Hierin kann man m. E. nicht das Absinken eines ehemals von Erwachsenen geübten Brauches zu einer Kinderspielerei erblicken. Vielmehr erscheint es mir durchaus sinnentsprechend, daß das Kind, der Träger der jungen Lebenskraft im Frühling, in der Zeit der erwachenden Natur mit einem Brunnenbrauch, also mit dem Quellwasser selbst in Verbindung steht, und daß es so als Sinnbild des Wachstums und der Le-



Bild 16: Der „Rosenbaum“ im Umzug der ledigen Jugend am Rosenbaumfest zu Schenkendorf, Kreis Teltow. 10. Juli 1938.



Bild 17: Kesselhaken aus Thedinghausen an der Weser. 1792. (Städt. Museum, Braunschweig.)



Bild 18: Oberteil eines Schwingbockes aus der Umgebung von Celle. (Bomann-Museum, Celle.)

benskraft den Baum mit sich führt und auf den Brunnen setzt.

In der gleichen Richtung liegt das Auschmücken brandenburgischer Dorfkirchen durch die *Konfirmanden* am Tage der Konfirmation. Diese stellen vor den Türen der Kirche Bäumchen aus dem immergrünen Wacholder auf und schmücken diese mit weißen Papierblumen.

Vielerorts sind *die heiratsfähigen Burschen und Mädchen* Träger eines Brauchtums, in dessen Mittelpunkt der Baum steht. So ist es im Kreis Teltow in der Mark Sache der ledigen Dorfjugend, einen Kronenbaum herzurichten. Die Burschen und Mädchen kommen zu nächtlicher Stunde zusammen und bilden aus frischem Eichenlaub den Baum, der am nächsten Tag beim Ringreiten als Sinnbild des Lebens neben dem Strohmann, dem Sinnbild des Vergehenden, auf dem Festplatz des Dorfes steht.

Gleichfalls in der Mark Brandenburg beheimatet ist das Rosenbaumfest zur Sommersonnenwende. Auch dieses wird von der ledigen Jugend getragen. Der mit Rosen durchsetzte Baum bildet den Kern eines festlichen Umzuges um das Dorf, zum Segen für Mensch und Flur (Bild 16).



Bild 19: Teil eines Mangelbrettes aus Guben.

Den größten Umfang nehmen die Baumdarstellungen auf den mit der *Hochzeit* im Zusammenhang stehenden Sachgütern ein. Hierbei handelt es sich vorwiegend um Stücke der *Aussteuer* und um *Minnegaben*. Diese Geräte und Gegenstände gehören zu den wichtigsten Trägern von Sinnbildern. Unter ihrer Fülle fällt die klare Zeichnung des Lebensbaumes besonders auf, der geradezu als eines der Leitmotive der sinnbildlichen Ausgestaltung dieser Arbeiten gelten kann.

Die Ausführung der Lebensbaumdarstellung auf diesen Gegenständen ist sehr verschieden. Doch handelt es sich bei diesen Abweichungen nur um untergeordnete Unterschiede, die teils durch die bearbeiteten Materialien und die angewandten Techniken bestimmt, teils aber auch durch Einwirkungen des zeitgenössischen Kunststiles hervorgerufen sind. Das Klemmeisen (Bild 8) zeigte strenge klare Formen, während der in Bild 17 wiedergegebene Kesselhaken den Lebensbaum in der anmutigen Art des ausgehenden 18. Jahrhunderts trägt. Dazu paßt sich die Zeichnung dieses Sinnbildes in beiden Fällen der Formgebung des Gerätes stark an. Dies tritt auch besonders deutlich auf dem Schwingbock (Bild 18) in Erscheinung, in dessen zum Pferdehals gebogenen Oberstück der Lebensbaum eingefügt ist.

Diese äußeren Unterschiede sind für die inhaltliche Bedeutung der Darstellungen ohne Belang, denn die entscheidenden Motivteile, ein mehrsprossiger Baum und ein Gefäß, in dem dieser steht, sind jeweils vorhanden.

Die drei Geräte, der Kesselhaken, der Schwingbock und das Klemmeisen[22] gehören in den Gebieten ihres Vorkommens zur *Aussteuer* der Braut. Die Bedeutung des Kesselhakens ist namentlich in Niederdeutschland weit über die eines Gebrauchsgegenstandes hinausgegangen und hat ausgesprochen symbolische Formen angenommen[23]. Gerade der Kesselhaken wirkt als ein heiliges Zeichen der Sippe; der Braut wurde in Westfalen der Kesselhaken übergeben. Braut und Bräutigam reichten sich ihre Hände über dem Kesselhaken und bekräftigten so am Herdfeuer den Bund für das Leben.

Was ist natürlicher, als daß ein Gerät von dieser hohen Bedeutung mit dem Lebensbaum als Zeichen des Wachsens und Gedeihens versehen wird. Aber nicht nur die Kesselhaken, sondern

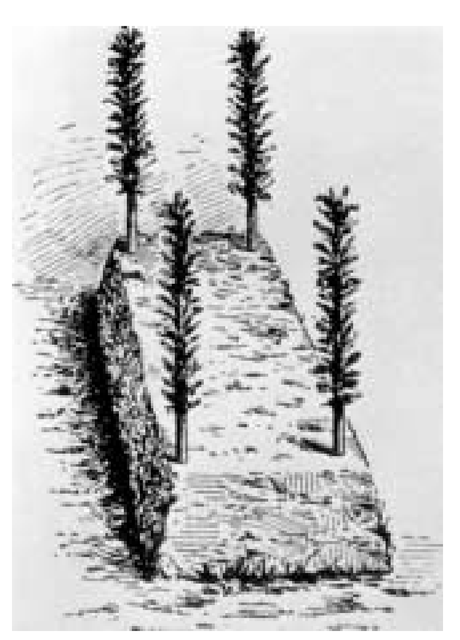


Bild 20: Mädchengrab mit vier „Kassen“ aus Samleben, Braunschweig. Vor 1900.

auch die übrigen Aussteuergegenstände sind so eng mit der Hochzeit und der Gründung eines neuen Hausstandes verbunden, daß es ganz selbstverständlich erscheint, auf diesen Dingen das Sinnbild des Lebensbaumes anzubringen.

Was hier auf die Stücke der Aussteuer der Braut zutrifft, bezieht sich in gleichem Maße auf die *Minnegaben*, die Geschenke der Burschen an ihre Mädchen. Zu diesen Minnegaben gehören besonders Mangelbretter, Spinnwockenstäbe und -aufsätze, Bindestöcke, Nadelkästen und andere Geräte aus Holz.

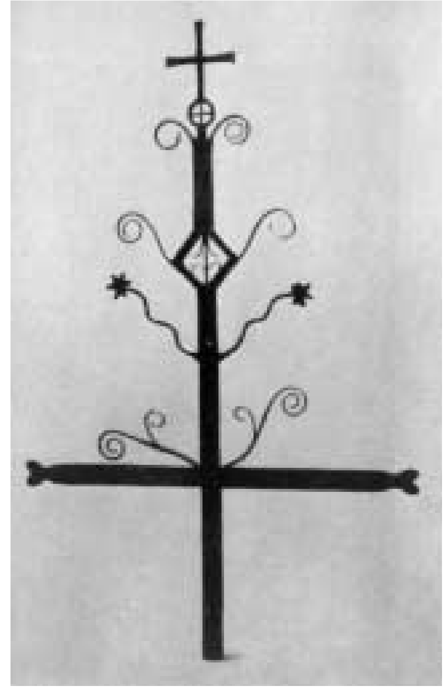


Bild 21: Eisernes Grabkreuz aus Astfeld, Braunschweig, 1840. (Landesmuseum Braunschweig.)

Bild 19 zeigt die Teilansicht eines Mangelbrettes mit einer schönen dreizehnsprossigen Lebensbaumdarstellung. An Stelle des sonst üblichen Henkelgefäßes ist hier ein Herz getreten, dem die gleiche Bedeutung als Behälter des Lebenswasser und der Lebenskraft zukommt. In dem Herzen befinden sich hier drei Kreuze, in denen eine Andeutung für die Lebenskreise von Mann, Frau und Kind erblickt werden, möglicherweise aber auch ein Hinweis auf die drei heiligen Frauen, die Nornen angenommen werden könnte, deren Kennzeichnung als Schicksalsfrauen im Zusammenhang mit einer sinnbildlichen Darstellung auf einem Hochzeitsgeschenk durchaus am Platze wäre. Die gleiche Motivgestaltung sehen wir auf der wesensverwandten Darstellung des aus dem Herzen sprossenden Lebensbaumes auf dem bereits erwähnten niedersächsischen Kopfkissenbezug (Bild 5).



Bild 22: Niedersächsische Ofenplatte. Um 1620. (In den Museen zu Braunschweig, Celle, Brandenburg/Havel.)

Eine recht beachtliche Baumdarstellung zeigten, etwa bis zur Jahrhundertwende, *Gräber* in der Braunschweiger und Holzmindener Gegend. Vier „Kassen“ oder „Fackeln“ wurden bei der Beerdigung dem Sarg vorangetragen und dann auf das Grab gesteckt (Bild 20). Die Bäumchen stehen an den vier Ecken des Grabes und betonen dadurch die Umgrenzung eines nach den Himmelsrichtungen orientierten Bezirkes, ähnlich den vier bastionsartigen Ecken in der „Paradiesszene“ auf dem norwegischen Schrank (Bild 4).

Vielfach finden sich auch heute noch schmiedeeiserne *Grabkreuze*, namentlich auf dörflichen Friedhöfen, die mit Kreuzen im herkömmlich kirchlichen Sinn nichts rechtes zu tun haben (Bild 21). Sie gleichen vielmehr in ihrem mehrsprossigen Aufbau Bäumen und zeigen in der Verwendung von Radkreuz, Sechsstern und Spirale ihr Zugehören zu einer überlieferungsgebundenen Darstellungswelt, für die auf das Grab des Toten der Baum in gleicher Weise gehört, wie er bei allen anderen wichtigen Einschnitten des Lebens in Erscheinung getreten war.

Wie stark mit dem Baum die Bedeutung des Lebens- und Schicksalsbaumes verbunden ist, wird aus der Darstellung auf einer eisernen Ofenplatte aus Nordwestdeutschland ersichtlich (Bild 22). Im Mittelpunkt des Bildes sieht man einen Mann und eine Frau und über ihnen die Inschrift:

ICH GIENG FVRVBER VND SAHE EINEN VBERMVTIGEN DER WVCHS IN DIE HÖHE WIE EIN DANNENBAVM ER BREITE SICH AVS WIE EIN PFAVE ER GRVNTE WIE EIN LORBERBAVM ICH GIENG WIEDER VORVBER VND SAHE DOHIN SIEHE DO WAHR EHR DOHIN DO WAHR ER DOHIN.

Neben dem Mann steht:
QVODLVBET LICET
und die Frau sagt:
ES IST NOCH VORABENT.

Das heißt, er, der „Übermütige“, hat nach dem Grundsatz „was gefällt, ist erlaubt“, die Ehre der Frau angegriffen und liegt nun tot am Boden. Über ihm liegt sein *zerbrochener Lebensbaum*.

Eine wesensverwandte Darstellung des Lebensbaumes findet sich auf einem friesischen Grabstein von der Insel Föhr (Bild 23). Der Stein gilt einer Frau, deren Ehe acht Söhne und drei Töchter erwachsen sind. Von diesen sind zwei Söhne und eine Tochter vor der Mutter gestorben. Sie alle sind als Blüten an einem Baum dargestellt, die Männer durch Tulpen, die Frauen durch Rosen. Während die Lebenden durch aufwärts gerichtete Blüten gekennzeichnet sind, werden die Toten durch geknickte Blüten hervorgehoben.



Bild 23: Grabstein von der Insel Föhr. 1839.

So finden wir den Baum als Sinnbild des Lebens, des aufsteigenden und vergehenden im Lebenslauf des Menschen von der Geburt bis zum Tod. Er ist Ausdruck eines Denkens, das jung und alt, das Entstehen und das Wiedervergehen im naturgegebenen Zusammenhang umfaßt und das in dem sich immer wieder erneuernden Baum ein Sinnbild der ewigen Substanz erblickt, die die Kräfte für das neue Werden enthält.

Dr. Ernst Otto Thiele

Anmerkungen:

1 E. O. Thiele, Sinnbild und Brauchtum, Potsdam 1937, Abb. 146–149.

2 Desgl. Abb. 143.

3 Z. B. auf einer Hochzeitsschüssel aus Issum (Deutsche Volkskunst, Band III, Die Rheinlande, München 1924, Abb. 129).

4 K. v. Spieß, u. a. in: Bauernkunst, ihre Art und ihr Sinn, Berlin 1935, S. 44.

5 Die Edda, übertragen von Felix Genzmer II S. 76.

6 Snorri Edda, Gylfis Betörung, 26 (Thule XX, Jena 1925, S. 74).

7 Hans Strobel, Bauernbrauch im Jahreslauf, Leipzig 1936, Abb. zu S. 69. – Oskar v. Zaborsky, Urväter Erbe, Leipzig 1936, Abb. 281 und 288.

8 Siegfried Lehmann, Niedersächsische Stickmustertücher, Hannover 1936, Abb. 1, 4, 58, 59.

9 O. v. Zaborsky, a. a. O., Abb. 283–285 (aus Ostpreußen).

10 Fr. Langewiesche, Sinnbilder germanischen Glaubens, Eberswalde 1935, Abb. 166.

11 S. Lehmann, a. a. O. Abb. 66.

12 Uppland i Nordiska Museet, Stockholm 1926, S. 81.

13 K. Th. Weigel und S. Lehmann, Sinnbilder in Bayern, Berlin 1938, Abb. 4, 9, 28.

14 Bruno Schier, Der germanische Einfluß auf den Hausbau Osteuropas. In: Haus und Hof im nordischen Raum, Leipzig 1937, Abb. 14.

15 E. O. Thiele, a. a. O., Abb. 30, 31 bzw. 17–20.

16 H. Retzlaff, Volksleben im Schwarzwald. Berlin 1937, Abb. 70.

17 E. O. Thiele, a. a. O., S. 57.

18 Desgl. Abb. 128.

19 Thule II, Vafthrudnismal, 45.

20 Herm. Schneider, Germanische Religion, Leipzig 1934, Tafel XI 4 (nach L. Baltzer, Hällristningar från Bohuslän, I).

21 Elfriede Gottlieb, Die Frau ihn der frühchristlichen Gemeinde, Berlin 1927, S. 21 (Constit. apost. VI 29).

22 E. O. Thiele, a. a. O. S. 57.

23 Paul Sartori, Westfälische Volkskunde, Berlin 1922, S. 93. – Adalbert Kuhn, Märkische Sagen und Märchen, Berlin 1937, S. 361.

Die Christianisierung der Goten

Teil 1

Es liegt nicht im Sinne dieser Arbeit, die „Bekehrung" einzelner Germanen, die als Soldaten, als Gefangene oder Geiseln im weiten Römerreich zerstreut waren, zu beleuchten; es besteht auch nicht die Absicht, die christliche Mission unter abgesprengten und politisch unselbständigen germanischen Volksteilen zu untersuchen. Hier liegen die Gründe für den Erfolg dieser „Bekehrung" zu offensichtlich. Sie sind allgemein menschlich und bestehen einerseits in der Neigung, sich der Umgebung anzupassen, besonders dann, wenn diese an Bildung, Wissen und Gebaren höher zu stehen scheint, andererseits in dem geringen Widerstand, den vom Volkstum und Heimatboden losgelöste Menschen dieser Umgebung zu bieten vermögen. Dazu kam jene germanische Untugend, die die Lehre einer zweitausendjährigen Geschichte noch nicht hat ausrotten können: die eigene Art, Sitten und Brauchtum minder zu achten und blind zu sein gegen die Gefahr der Aufnahme fremden Wesens.

So war es im letzten Grunde die geistige und territoriale Trennung vom großen germanischen Lebenskreis, die der Verrömerung und damit der Annahme eines Fremdglaubens den Boden bereitete. Der Ubier, der Tunika und Toga trug, das römische Hemdgewand, „in der man das Schwert nicht ziehen konnte", wie die Goten spöttisch sagten, war germanischem Wesen ebenso verloren wie der germanische Legionär, der inmitten römischer Sklaven in den Katakomben vor dem christlichen Priester kniete. Hier war die „Bekehrung" das letzte Siegel, der entscheidende Abschluß einer seelischen Lösung, die lange schon vorausgegangen war. Die Folge dieser Trennung vom eigenen Glauben war, daß die meisten Germanen im Völkergemisch des Weltreichs untergingen. Es ist unzweifelhaft, daß die Verluste, die das Germanentum dadurch erlitten hat, Hunderttausende von Volksgliedern betrug.

Nicht mit diesen Fragen soll sich die Arbeit beschäftigen, sondern mit der „Bekehrung" der großen Völkerwellen, die im 3. und 4. Jahrhundert aus dem germanischen Kernraum des Nordens gegen Süden und Osten hervorbrachen und dort mit der Kultur Roms und dem Christentum zusammenstießen. Hier war der einzelne nicht mehr schutzlos fremden Einflüssen preisgegeben, hier stand er auf dem Nährboden seines Volkstums. Es ist nach den Gründen zu suchen, weshalb auch diese kraftvollen Völker dem Fremdglauben erlagen, damit, nach großen geschichtlichen Leistungen, wie jene Einzelnen vom Schicksal zerrieben wurden und, eine ungeheure Tragik, spurlos verschwanden.

Das Christentum trat den Germanen als ein Teil der römischen Kultur entgegen. Das war eine Mischkultur aus aller Herren Länder. Mit den Resten altrömischen Pflichtgefühls und altrömischer Staatsauffassung im Beamtentum paarte sich die orientalisch-despotische Kaiseridee, die die Proskinesis (1) verlangte; zu dem ausgeklügelten Dogmengebäude griechischer Philosophie gesellten sich mystisch schwärmerische Kulte aus Ägypten und Persien. Noch leuchteten die herrlichen Bauten des Mnesikles auf dem Akropolisfelsen unter dem blauen Himmel Griechenlands, aber unter den Menschenherzen zu seinen Füßen machten sich Knechtsgedanken breit, die Schönheit eitlen Tand, Heldentum Sünde, und Mannesstolz Hoffart nannten.

In dieses Chaos hatte sich das aus Vorderasien kommende Christentum eingedrängt, hatte neue Lehren der jüdischen Seele, aus der es entstammte, mitgebracht, diese aber auf seinem langen Missionswege mit Ideen seiner hellenistisch-römischen Umgebung innig verschmolzen. Im Anfang gestützt auf den großstädtischen Pöbel und damit die politische und geistige Autorität revolutionär unterwühlend, hatte es sich nach seinem Siege geschickt umgestellt, den Staat als willkommenen Helfer für seine Pläne benutzt und als Staatsreligion in jener Zeit, in der die großen „Bekehrungen" der Germanenvölker begannen, den reinen Herrschaftsgedanken in immer schärferer Form vertreten. Dieser Machstandpunkt verlangte im Gegensatz zu der mehr als ärmlichen Wiege dieser Religion auch äußerlich Glanz und Pomp, eine aus den Massen herausgehobene Hierarchie, verlangte Kirchen, die mit den Tempeln der Antike wetteifern konnten, ja sie übertreffen sollten, endlich ein Auftreten der höheren Priester, das seinen Eindruck auf die gläubigen Massen nicht verfehlte.

So bot diese Kultur den Menschen, die zum erstenmal mit ihr in Berührung kamen, ein beinahe einheitliches Bild. Dieses Bild war Macht und Glanz! Die stolzen Bauten der oströmischen Hauptstadt Byzanz mit ihren Tempeln und Kirchen, dem weißleuchtenden Marmor der Standbilder und Säulenhallen des Forums, eine in Reih und Glied ausgerichtete Legion, 8000 blitzende Helme in der Sonne, übten auf den schauenden Germanen dieselbe Wirkung aus wie der ungeheure Pomp, den die christliche Kirche in kluger Absicht bei der Taufe des Frankenkönigs Chlodowech verwandte. In Wirklichkeit hatte diese Kultur ihre Tiefe, die Einheit ihres Wesens verloren. Sie war Schale, aber sie leuchtete. Die Männer jener Legion waren nicht mehr die römische Jugend zur Zeit Catos, sondern zusammengewürfelt aus allen Provinzen des Mittelmeeres, Mauren aus Nordafrika, semitische Syrer und hispanische Kelten. Aber mit dem stolzen Adler, der ihr vorangetragen wurde, schritt die Erinnerung an tausend Siege in allen Teilen der Welt. Die spätrömischen Dichter wie Claudian waren an Gedankentiefe nur lächerliche Nachahmer der klassischen Zeit, und doch fehlte auch ihnen nicht die stolze Gebärde und der tönende Schwung der Sprache.

Es wird von Geschichtsbetrachtern oft der Fehler begangen, die römische Kultur jener Zeit als durch und durch verfault zu betrachten. Das Faule lag nicht im Einzelnen, sondern im Zusammenklingen von Erhabenem und Knechtischem, von Askese und wildem Sinnengenuß, von der Freiheit des Idealismus und engster geistiger Despotie. Die Kultur entsprach damit dem Blutsgemisch jenes Völkerbreies. Wer empfindet nicht die seltsamen Gegensätze jener Zeit? Dem Schakal auf dem Kaiserthron, Konstantin, der fast alle seine Verwandten heimtückisch ermorden ließ und dennoch von der Kirche den Beinamen „der Große" erhielt, folgte bald darauf der edle und kriegstapfere Julian, der „letze Römer".

Das Wesen dieser seltsamen Kultur haben weder Römer noch Germanen in jener Zeit empfunden. Rom glaubte an seine Macht und kulturelle Überlegenheit bis zum Untergang. „Barbaren" nannte man auch dann noch die blonden Eroberer, als sie Kommandeure der Legionen waren und als Herren Italiens die altrömischen Kunstwerke vor der Zerstörung durch die Römer schützten. Prachtvolle Bauten entstanden in den Städten, als die Goten die Grenzwälle an der Donau durchbrochen hatten, und Claudian begeisterte seine Landsleute mit überschwänglichen Schilderungen der Siege seines Kaisers, die dieser nie erfochten hatte.

Aber auch die Germanen erkannten Rom nicht in seinem Wesen. Sie sahen nur die leuchtende Schale, sahen Marmor und Gold und ließen sich die Sinne umnebeln von Weihrauch und Psalmengesang. Dabei vergaßen sie ihr Heiligstes, ihre Eigenart. Es ist erschütternd zu lesen, wie der große Theoderich seine Goten ermahnt, sich das feinere römische Wesen und die römischen Wissenschaften anzueignen. Dieser kluge Fürst eines der herrlichsten Völker, die diese Erde betreten haben, glaubte mit seinem Volk eine Brücke zwischen römischem und germanischem Wesen schlagen zu können, ein Ziel, das zum eignen Untergang führen mußte.

Altgermanische Kultur

Die gotischen Völker, die im 3. und 4. Jahrhundert an den Ufern des Schwarzen Meeres und im nördlichen Balkan mit der römischen Welt in Berührung kamen, werden heute noch von christlichen Theologen für kulturlose Barbaren gehalten. Was sie später an technischen Leistungen vollbrachten: Schrift und Baukunst, Verwaltung und staatliche Organisation, sei von Römern übernommen; das innere sittliche Werden, also die eigentliche Kultur, sei dem Christentum allein zu danken.

Ein katholischer Kirchenfürst, der vielen Deutschen heute noch als Autorität gilt, geht noch einen Schritt weiter: er will den vorchristlichen Germanen auch den Ausgangspunkt aller Kultur, den Ackerbau, aberkennen. Erst der heilige Benedikt und seine Jünger hätten sie darin unterwiesen. Hier hat die vorgefaßte Meinung, die im Christentum das schlechthin Schöpferische, Einzigartige und Unübertreffliche sieht, den Blick getrübt und die Erkennung einer schlichten geschichtlichen Wahrheit unmöglich gemacht.

Ist es denn denkbar, daß schon im 3. Jahrhundert ein großer Teil des römischen Weltreiches mit Hunderten von ummauerten Städten, mit den bestbewaffneten Soldaten der Zeit, mit einer Tradition der Kriegführung, wie sie beispiellos in der Geschichte ist, von einer Horde von Wilden, die wahrscheinlich nur notdürftig in Bärenfelle gekleidet waren, einfach über den Haufen gerannt wurde? In jener Zeit wimmelte das Schwarze Meer von gotischen Segelschiffen. Die hohe Kunst des Schiffbaues und der Nautik war ja jahrhundertelang schon in den nordischen Meeren gepflegt worden. Sollte das, was damals die christlichen Römer erstaunen machte, nicht auch jene deutschen Theologen nachdenklich machen?

Die gotische Sprache in der Bibelübersetzung des Ulfilas zeigt eine Gewandtheit, einen Wortreichtum und eine Bilderfülle, die nur durch uralten Gebrauch in Dichtkunst und hoher Rede zu erklären ist. Zwar fehlen gotische Worte für Teufel, Schuldurkunde, Kirche als Organisation, Kriegssold und Priester; aber wir werden dieses Fehlen für die Höhe der gotischen Kultur nicht allzusehr bewerten.

Wenn endlich Kirchenmänner ein altgermanisches Bauerntum bestreiten, so ist man im Zweifel, ob man sich mehr über die Unwissenschaftlichkeit einer solchen Behauptung oder über das Vertrauen auf die Leichtgläubigkeit der Hörer wundern soll. Lehrt doch die Sprachforschung schon seit Grimm, daß zu der ältesten gemeinsamen Schicht der indogermanischen Sprachen Worte wie „Pflug“, „Joch“ und die Bezeichnung einer Anzahl von Getreidearten gehören. Daß der Ackerbau die Hauptbeschäftigung der gotischen Männer war, beweist uns die gotische Sprache lange vor der Geburt des heiligen Benedikt. Eine Fülle von bäuerlichen Bezeichnungen tritt uns hier entgegen. Wir erfahren aber noch mehr: manche aus dem Bauernleben stammende Worte haben im Sprachgebrauch eine allgemeine Bedeutung erhalten. So heißt vaurstwa zugleich der „Feldarbeiter“ und der „Arbeiter“ überhaupt, und bauan bedeutet „das Feld bestellen“ und zugleich „wohnen“.

Die Germanen der Völkerwanderung waren wandernde Bauernvölker im wahrsten Sinne. Immer wieder klingt der Schrei nach Land zum Siedeln durch die Verhandlungen mit den römischen Kaisern. Neu erworbenes Land wird sofort unter den Pflug genommen. So blühte das durch römische Mißwirtschaft verwüstete Bauernland Italiens unter der Hand ostgotischer Bauern wieder auf.

Die Kultur jener Völker war deshalb eine echte Bauernkultur, aber die Kultur nordischer Bauern. Neben der Pflugschar lag das Schwert. Es genügte ihnen nicht, in stumpfer Beharrlichkeit dem kärglichen Boden jahraus, jahrein die bescheidene Ernte abzuringen. „Der Germane war immer aufbruchbereit“ (Neckel). Sein Denken war frei und in die Weite greifend. Wer gestern Bauer war, ist heute Seemann und wird morgen Krieger sein. Diese Vielseitigkeit nordischen Wesens können die nicht begreifen, die nicht das Blut jener Goten mehr in sich fühlen.

Dabei war der germanische Bauer eine in sich ruhende Einheit. Sein Gottglaube und sein Handeln, seine Weltanschauung und Sitten waren eng mit seinem Wesen verbunden. Wie der ausgeprägte Ehrbegriff die Beziehungen der Sippen und ihrer Glieder untereinander regelte, so war die Ehre auch Richtschnur des Verhaltens den Göttern gegenüber. Ein knechtisches Sichniederwerfen, eine bedingungslose Unterordnung unter die Gottheit war dem Germanen undenkbar.

Sein naturwaches Auge hatte auf Seefahrt und beim Ackerbau die kosmischen Gesetze zu durchdringen versucht, lange, ehe die christliche Kirche ein Forschen auf diesem Gebiete überhaupt zuließ. In der Bearbeitung mancher Metalle waren die Germanen den südlichen Völkern überlegen. Kunstgegenstände der germanischen Bronze- oder frühen Eisenzeit konnten an Schönheit und künstlerischem Geschmack damals nicht übertroffen werden. Ein einfacher Gebrauchsgegenstand der Germanen, die Kleiderspange, drang schon um 1800 vor Beginn unserer Zeitrechnung als nordische Urfibel zu den Völkern des Südens.

Zwei so verschiedene Kulturen, wie die altgermanische und römische, in ihrem Wert und ihrer Höhe aneinander messen zu wollen, ist ein Versuch, der scheitern muß. Wir können nur sagen, diese Kultur ist anders als jene, und wir können uns bemühen, diese Andersartigkeit zu beschreiben. Es hat zu großen Irrtümern geführt, daß unsere römisch geschulten Humanisten in den germanischen Wäldern nach steinernen Baudenkmälern suchten, und, als sie nichts fanden, ihren Ahnen die Kunst des Bauens abstritten. Wir sehen diese Tatsachen heute mit anderen Augen an. Der Baustoff des Nordens war das Holz, das vergänglich ist, wenn Steine bleiben. Einzelne Funde aber und Schilderungen der Sagas von stolzen Bauernhäusern und Fürstenhallen, die mit bemalten Holzreliefs aus der Göttersage geschmückt waren, weisen auf hohe Fähigkeiten nordischer Baumeister und Künstler hin. Oder ist deshalb ein Volk an Gesittung tieferstehend, weil sein Recht „ihm eingeboren ist“, es deshalb keines Gesetzbuches bedarf, während andere Völker ihre Gesetze auf Stein und Pergament geschrieben haben?

Die Kultur der germanischen Bauernvölker entsprang aus tiefstem germanischen Wesen, darum war sie eine hohe, für sie hochstehend. Sie war jung, nicht an Jahren - an Alter stand sie anderen gleich -, aber an Frische, Kraft und Entwicklungsmöglichkeit. Auch hierin entsprach sie dem weitschauenden nordischen Wesen. Die Kultur des Römerreiches in jenen Jahrhunderten entsprang dem Gemisch der Völker, die die Grenzen des Imperiums bewohnten. Ihr entsprach als Teil des Ganzen die synkretistische Religion (Harnack), die seit Konstantin „dem Großen“ zur einzig herrschenden geworden war. Sie bot jedem Volk im Reiche und jedem Stand das, was er suchte: den Massen der Sklaven wie dem machtlüsternen Adel, dem

fanatisch eifernden Orientalen, dem dogmatisierenden Griechen wie dem weltentsagenden, mystischen Kelten. So mochte auch diese Kultur mit ihrer Religion in mancher Hinsicht den Millionen des Imperiums entsprechen. Nie und nimmer aber den Germanen!

An dem Tage, an dem sie mit dem Überschreiten der römischen Grenze sich römischer Weltanschauung und römischen Sitten öffneten, wenn es auch nur in einem Teilbezirk ihrer Seele war, war ihre Einheit zerrissen. Der germanischen Eiche wurde - ein Bild, das christlichen Priestern so geläufig ist - die Krone abgeschlagen und ein neues Reis aus fremdem Stamm aufgepfropft. Was Wunder, daß der Baum erkrankte. Die Geschichte der Germanenvölker: Goten, Vandalen, Langobarden und Franken zeigt uns die erschütternde Tragik dieser Erkenntnis.

Anfänge der Christianisierung

Unter Kaiser Caracalla im Jahre 215 wurden die Grenzen des römischen Weltreiches zum ersten Male von gotischen Völkern erschüttert. Nach langer Wanderung, von der Mündung der Weichsel aus an den großen Strömen entlang nach Süden ziehend, hatten sie das Schwarze Meer erreicht. Schon ihre ersten Vorstöße auf römisches Gebiet müssen die Verteidigung überrannt haben, denn wir hören schon wenige Jahre später, daß sie in den weiten Gebieten Südrußlands siedelten, und daß der Kaiser sich gezwungen sah, Jahrgelder an sie zu zahlen.

In den folgenden Jahrzehnten wurden die Legionen unter ununterbrochenen Kämpfen aus Bessarabien und Rumänien gegen die untere Donau zurückgedrängt, bis der sagenhafte König Ostrogota um das Jahr 250 mit gotischen Scharen auch diese überschritt und damit in altrömisches Kulturland einbrach. Der Kaiser Decius selbst mit seinen besten Legionen trat ihm entgegen. Er fiel im Kampfe, und sein Heer wurde völlig geschlagen. Vergeblich versuchte sein Nachfolger, durch Geldsendungen Ruhe und Frieden zu erkaufen, aber die gewaltig wachsende Volkszahl dieser jugendfrischen Völker schäumte immer wieder über die Grenzen. Zug auf Zug stürmte gegen die beiden Provinzen südlich der Donau, Mösien und Trakien. Bald wurden die südlichen Küsten des Schwarzen Meeres von gotischen Seglern heimgesucht. Wir lesen mit Erstaunen bei den römischen Schriftstellern, daß die Goten im Jahre 269 eine Riesenflotte von über 1000 Segelschiffen im Dnjestr zum Kampf gegen Byzanz rüsteten, in verwegener Fahrt den Bosporus und das Ägäische Meer durchsegelten und die Inseln Kreta und Rhodos plünderten.

Es handelte sich bei diesen kühnen Fahrten nicht immer nur um Raub und Ruhm, um verwegene Abenteuer der waffenfähigen Jugend, sondern oft auch um Züge des ganzen Volkes. Auf der im Jahre 269 bei Saloniki gelandeten gotischen Flotte befanden sich Tausende von Frauen und Kindern. Das Ziel war auch hier: die Gewinnung neuen Landes.

Um die Mitte des 3. Jahrhunderts war das nördlich der Donau gelegene Dakien sicherer Besitz der Ost- und Westgoten, die teils in lockerem Bündnisverhältnis miteinander standen, teils unter ostgotischer Herrschaft zu einem Reich verschmolzen waren. In hundertjähriger Entwicklung wurden nun die Ebenen Ungarns und Rumäniens besiedelt, die Vandalen aus der Theißniederung verdrängt und, da die Römer jetzt im Süden erfolgreich Widerstand leisteten, Raum nach Osten und Norden gewonnen. Um 350 erstreckte sich das Reich des großen Ostgotenkönigs Ermanarich vom Schwarzen Meer bis zu den Esten am Gestade der Ostsee. Westlich von den Ostgoten wohnte unter eigenen Gaukönigen das befreundete Volk der Westgoten.

Aus dieser Zeit stammen nun die ersten geschichtlichen Nachrichten über eine Berührung der Goten mit dem Christentum. Manche Kirchenhistoriker (Huber) sind der Meinung, daß das Christentum von der Apostelstadt Saloniki aus schon im ersten Jahrhundert nach Sardika in Bulgarien und Sirmium, der westillyrischen Hauptstadt an der Save, gedrungen war. In diesen beiden bedeutenden Militär- und Verwaltungsstädten des römischen Reiches entwickelten sich während des 2. Jahrhunderts in der einheimischen Mischbevölkerung straff organisierte christliche Zentralen unter Leitung von Bischöfen, die ihre missionierende Tätigkeit bald auch nach den Städten jenseits der Donau erstreckten.

Als die Goten in die römische Provinz Dakien einrückten, fanden sie in den eroberten Städten zahlreiche solcher Christengemeinden vor. Man ließ sie ruhig gewähren; denn Duldsamkeit in religiösen Dingen war den heidnischen Germanen, und zwar allen Stämmen im Norden wie im Süden, etwas Selbstverständliches. Selbst christliche Geschichtsschreiber der alten wie der neuen Zeit geben diese Tatsache, oft mit leisem Erstaunen, zu. Es erschien den Goten wie den Isländern der Sagazeit als ein Widersinn, Menschen lediglich ihres anderen religiösen Bekenntnisses wegen zu verfolgen. Erst das Christentum lehrte sie die Idee des Religionskrieges, eine Idee, die wohl in der orientalischen Seele mit ihrem düsteren Glaubensfanatismus, niemals in der germanischen geboren werden konnte. Das lag nicht an der religiösen Kälte der Germanen oder an der Minderbewertung heiliger Dinge gegenüber den „weltlichen" Gütern wie Staat, Volk und Sippe, wie es manche zu erklären versuchten, sondern an der Achtung vor der Überzeugung des anderen, im nordischen Abstandsgefühl, das sich scheute, im anderen das zu berühren, was man im eigenen Herzen unberührt wissen wollte.

Höchst bedenklich aber war es, daß die gotische Regierung die christliche Organisation als solche in ihrem Staate gewähren ließ. Diese unterstand auch nach der Besitzergreifung des Landes durch die Goten der Metropolitangewalt der römischen Kirche. (2) Damit traten gotische Untertanen in enge, kaum überwachbare Beziehungen zu einem feindlichen Land. Auf dem Konzil zu Nikäa 325, das unter der Leitung des Todfeindes der Goten, des Kaisers Konstantin, stand, unterzeichnete die Entschließung der Mehrheit auch ein Theophilus als „Bischof von Gotien" mit.

Es ist möglich, daß zu diesen nach Blut und Gesinnung durchaus römischen Christengemeinden auf gotischem Boden schon einzelne übergetretene Goten gehörten. So berichten die Kirchenväter Athanasius von Alexandrien und Cyrillus von Jerusalem schon von christlichen Goten aus jener Zeit. (3) Die eigentliche „Bekehrungsarbeit" aber erfolgte erst zwei Jahrzehnte später durch den „Gotenapostel" Ulfilas.

Ulfilas, einer der bedeutendsten Geister jener Zeit, erfreut sich bei fast allen Geschichtsschreibern der höchsten Bewunderung und Verehrung, soweit ihn nicht einzelne christkatholische Eiferer als arianischen Ketzer mit Verdammung und Hölle bedrohen. Die unschätzbare Tat der Schaffung eines großen gotischen Schriftwerkes, das uns durch einen Zufall erhalten wurde, und die sprachlich schöpferische Leistung dieser Tat überstrahlt Leben und Wirken dieses Mannes so übermächtig, daß eine sachliche Kritik manchem als gehässige Herabsetzung erscheinen wird. Wer aber vom nordisch-germanischen Blickfeld aus die Geschichte unseres Volkes betrachtet, hat frei und streng festzustellen, was eine geschichtliche Gestalt für dieses Volk tat, und ob ihr Wirken im Sinne der Erhaltung und Mehrung von Volkstum und Staat lag, oder ob letzten Endes durch sie Wesensheiligtümer und Kraftquellen der Volksseele zerstört wurden. Es fallen Schatten auf diesen Gotenapostel, die keine noch so glühende Schilderung seiner Bibelübersetzung verdecken kann. Ulfilas war das Werkzeug kluger römi-

scher Politk zur Sprengung und Vernichtung der gotischen Macht. Edmund Weber hat in seiner Schrift „Das erste germanische Christentum“ in überzeugender Weise die Vorgeschichte und Hintergründe der Missionstätigkeit des Ulfilas beleuchtet.

Ulfilas war, wie auch sein Nachfolger im Bischofsamt, Selena, kein reiner Gote, sondern ein Mischling. Der römische Schriftsteller Photius überliefert uns, daß seine Vorfahren mütterlicherseits im Jahre 267 bei einem Kriegszug der Goten nach Kleinasien aus dem Dorfe Sadagolthina bei der Stadt Parnassus in Kappadokien als Gefangene mitgeschleppt wurden, diese Gefangenen aber Christen gewesen seien. (4) So ist anzunehmen, daß Ulfilas einen heidnischen, gotischen Vater, wahrscheinlich aus vornehmem Geschlecht, und eine christliche, vorderasiatische Mutter hatte. Er wurde nach dem Glauben der Mutter christlich erzogen, und zwar nach dem um 310 ausschließlich herrschenden katholischen Bekenntnis. Auf der Krimhalbinsel, also auf ostgotischem Boden, von seinem Lehrer Theophilus, dem „Bischof der Goten“, christlich geschult, sollte er Priester werden.

Im Jahre 335 schickte ihn sein König wegen seiner Kenntnisse der griechischen und lateinischen Sprache als Dolmetscher mit einer Gesandtschaft an den Hof des Kaisers Konstantin. Hier kam die Wendung. Wir finden den jungen Lektor kurze Zeit später nicht mehr im Dienste seines Volkes, das ihn als seinen Vertreter zum Feinde gesandt hatte, sondern als Günstling des römischen Kaisers und Vertrauten des Bischofs Eusebius von Nikomedien in Kleinasien. Sozomenos schreibt in seiner Hist. eccl. II, 41, daß er „durch listige Überredung“ verleitet worden sei, zunächst einmal das arianische Bekenntnis, also die zur Zeit herrschende Staatsreligion, anzunehmen. So blieb Ulfilas am Hofe zu Konstantinopel, wo er vom Bischof im kirchlich-christlichen Geiste weitergeschult wurde.

Ist es verwunderlich, daß er sich dem germanischen Wesen immer mehr entfremdete, daß er sich in die Idee hineinlebte, berufen zu sein, den Goten die „Heilsbotschaft“ zu bringen? Die klugen Rechner am Kaiserhof, Konstantin und sein Patriarch Eusebius, wußten, welche ungeahnten Aussichten sich für Imperium und Kirche boten, wenn es gelang, die kriegsmächtigen Gotenvölker aus ihrem arteigenen Glauben zu entwurzeln, ihnen eine Religion aufzudrängen, die Kriegsheldentum ablehnte, (5) Leiden und Dulden aber als Gott wohlgefällig hinstellte und als höchstes Gebot die Feindesliebe pries. Zum mindesten bestand die Ansicht, wenn die Abkehr wenigstens eines Teiles der Goten zum Christenum gelang, diesen Teil seinem Volk zu entfremden, ihn durch das mit Rom gemeinsame Bekenntnis der Verrömerung anheimfallen zu lassen und Spaltung und Haß mitten in das germanische Volk zu treiben.

Es tut diesen Gedankengängen keinen Abbruch, daß sie von den alten Schriftstellern und Kirchenschreibern nicht überliefert sind. Der Kaiser und sein christlicher Patriarch haben keine Bekenntnisse ihrer geheimsten Pläne hinterlassen. Daß solche Gedanken aber in den Jahrhunderten der Kämpfe zwischen Germanen und Römern den römischen Christen und der Kirche nicht fern lagen, ist an zahlreichen Stellen ausgesprochen. (6)

Seit Tacitus seine „Germania“ geschrieben hatte, fühlte jeder Römer irgendwo in einem Winkel seines Herzens die aufsteigende Überlegenheit der germanischen Welt. Neben den schwülstigen Tiraden über die Höhe der römischen Kultur gegenüber der der „Barbaren“ werden immer häufiger tief pessimistische Stimmen laut. „Wir Römer sind nur noch die Weiber, die Germanen die Männer im Reich“, so hört man einen Schriftsteller klagen. Allerdings mit bettelnden Mönchen und Wanderpriestern konnte man die Größe der Zeit nicht mehr bestehen. Daß aber das unaufhaltsame Vordringen der germanischen Kraft nicht nur an der Zahl, dem unerschöpflichen Menschenreichtum dieser Völker, auch nicht an der „Gewalt der Leiber“ der germanischen Bauern lag, sondern tiefere Ursachen haben mußte, ahnten die Südländer wohl dunkel. Die gesunde „Diesseitsreligion“ der heidnischen Goten, die Ehre und Heldentum als Pole ihres Wesens hatte, befähigte das Volk, das sie lebte, zu größeren Taten als die Religion der Liebe und des Leidens. Das Christentum jener Zeit hatte das Minderwertigkeitsgefühl seiner proletarischen Entstehung und Verbreitung noch nicht ganz abgestreift. Das empfanden denkende Christen. Deshalb war es, wenn Germanen sich taufen ließen, nicht allein die Freude darüber, daß wieder eine Anzahl Seelen vom Verderben gerettet waren, die christliche Römer zu Hymnen begeisterte, sondern auch das siegreiche Bewußtsein, Kraftvolles erweicht und Stolzes erniedrigt zu haben. Menschen, die in Sündenschuld und Staub sich winden, fühlen sich beleidigt, wenn andere neben ihnen aufrecht stehen.

Begeistert schrieb der heilige Hieronymus an zwei gotische Mönche, die ihn wegen einer hebräischen Bibelstelle um Rat fragten: „Wer möchte es glauben, daß die barbarische Sprache der Goten die hebräische Wahrheit sucht? ... Die im Halten des Schwertgriffes schwielig gewordenen Hände und die zur Handhabung der Pfeile geschickten Finger langen weich nach Griffel und Feder, und die kriegerischen Herzen wenden sich zur christlichen Sanftmut.“

Johannes Chrysostomus, nach dem Tode des Kaisers Valenz Patriarch von Konstantinopel, legte in seinem Collegium goticum, in dem er gotische Söhne für die Mission unter ihren Volksgenossen schulte, das Hauptgewicht auf die Beseitigung heldisch-kriegerischen Sinnes. In „unerreichbarer Beredsamkeit“ (Huber) (7) legte er den jüdischen Propheten Jesaias (65, 25) vor den gotischen Schülern aus: „Der Wolf und das Lamm sollen miteinander weiden, der Löwe soll mit dem Ochsen Spreu fressen, Staub soll der Schlange Speise sein; sie werden weder Schaden noch Verderben bringen auf meinem heiligen Berge, spricht der Herr!“ Wir glauben dem heiligen Manne gern, daß ein Löwe, der Spreu frißt, keinen „Schaden“ mehr tut, und daß gotische Krieger, die um Sündenvergebung flehend vor dem Priester knien, Rom und seiner Staatskirche nicht mehr „verderblich“ waren.

Noch deutlicher aber wird der heilige Ambrosius von Mailand, der, wie uns sein Biograph Paulinus mitteilt, an die Markomannenkönigin Fritigild, die Christin geworden war, ein „herrliches Sendschreiben in Form eines Katechismus“ schickte, „in dem er sie auch ermahnt, daß sie ihren Mann bewege, mit den Römern Frieden zu halten. Als sie dieses Sendschreiben erhalten hatte, bewog sie ihren Mann (wohl zur Annahme des Christentums. L.), und er ergab sich samt seinem Volke den Römern.“ Zweifellos mußte sich der ganze Stamm auf Befehl des überredeten Königs taufen lassen. Die Markomannen kämpften damals, um 395, einen Kampf auf Leben und Tod mit Rom. Die „Bekehrung“ einer - allerdings einflußreichen - Person, hatte bewirkt, ein germanisches Volk um seine Freiheit zu bringen. Auch wenn die Erzählung Legende eines überschwänglichen christlichen Geschichtsschreibers sein sollte, so zeigt sie doch den Geist der Kirche und der mit ihr verbundenen politischen römischen Macht.

Wir trauen einem Konstantin, der gestern fast alle seine Verwandten heimtückisch ermorden ließ, heute aber eifrig darüber wachte, daß seine Soldaten das Monogramm Christi auf den Schilden trugen, keine tiefen religiösen Erwägungen zu. Seine Pläne waren kalt und klar. Trotz seiner Siege hämmerten die Gotenstämme im Norden immer von neuem wieder gegen die schon zurückverlegten Grenzen des Reiches. Alle Mittel mußten dem Kaiser dienen,

die Gefahr zu bannen. Die mächtige Kirche, die 313 die Gleichberechtigung, in Wirklichkeit aber schon sehr bald darauf die volle Herrschaft bekommen hatte, ging jetzt mit ihm Hand in Hand.

Der Plan gelang! Das Werkzeug, das ausersehen war, aus „Löwen Lämmer zu machen", erfüllte die ihm gestellte Aufgabe.

Ulfilas Wirken

Es ist nicht anzunehmen, daß Ulfilas von den geheimen Plänen seiner Lehrmeister wußte, wenn er auch durch mütterliches Blut und christliche Erziehung inmitten eines noch zum größten Teile heidnischen Volkes diesem und seiner germanisch-heidnischen Art entfremdet war. Wie es christlichen Fanatikern zu allen Zeiten erging, standen im Mittelpunkte seines Wesens nicht mehr Volk, Sippe und Heimat, sondern ein Glauben, der seinem tiefsten Wesen nach über die „engeren Lebenskreise" Volk und Familie hinausging, diese als „irdisch", „weltlich", daher letzten Endes als sündhaft betrachtete, d. h. durchaus übervölkisch war. Das Wort „man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen" erklang schon damals, wenn das Christentum mit den Pflichten gegen Volk und Vaterland in Widerspruch geriet. Höher als seine Blutbindung an das Gotenvolk, die unbedingt Kampf gegen das Imperium verlangte, erschien Ulfilas die Aufgabe, seinen Volksgenossen das „Heil" zu bringen.

Daß die Goten dann, mit Rom im gleichen überstaatlichen Glauben verbunden, der offen die Einheit der gläubigen Herde verlangte, sich diesem Rom im Anfang innerlich, später auch politisch näherten, dünkte ihm unerheblich gegenüber dem Gewinn der Christianisierung. Ulfilas sah auch dann noch nicht das Unheil seiner Tat, als ihn der einmal eingeschlagene Weg zur Zerreißung seines Volkes und zum offenen Landesverrat führte.

Mit dreißig Jahren wurde Ulfilas vom römischen Patriarchen Eusebius zum Wanderbischof geweiht und beauftragt, den Westgoten das Christentum zu bringen. Damit begann eine Entwicklung, die den Staat der Westgoten in die schwersten inneren Wirren stürzte, ja ihn fast zum Untergang brachte. Die Saat des christlichen römischen Kaisers und seines Oberpriesters ging auf.

Die Kernzelle des germanischen Volkskörpers war die Sippe. Das Heer trat nach Sippen geordnet zur Schlacht an, die Stämme siedelten, wenn sie Neuland unter den Pflug nahmen und die Lose verteilten, nach Sippen. Die Blutsverbundenheit der Sippe war dem Einzelnen die innere Heimat und bot ihm Frieden; das geschah in erhöhtem Maße, wenn die Stämme sich vom Boden, den sie seit Jahrhunderten bebaut hatten, lösten und auf die Wanderung gingen. Sie war im tiefsten Grunde die religiöse Einheit. Man kann von einer Sippenseele sprechen, die im Blute ruhend den Einzelnen unbewußt leitet, ja zu Zeiten sogar Gestalt annehmen und einem Sippengliede warnend erscheinen kann, wie es Bernhard Kummer (Midgards Untergang) und Wilhelm Grönbeck bei den nordischen Isländern schildert.

Wer den Sippenfrieden brach, hatte Göttliches verletzt, war ein Verräter, war „Wolf im Weihtum".

In jener Zeit, da Ulfilas wirkte, trat wohl zum ersten Male an gotische Väter die tiefernste Frage heran, die Jahrhunderte danach noch fromme Germanen aufs Tiefste erschütterte: wie erhalten wir die heilige Einheit unserer Sippe, wenn einzelne der Blutsbrüder am Heiligsten treulos wurden? Mit der Annahme des fremden römisch-jüdischen Glaubens war ja das Band zerrissen. Die Abgefallenen nahmen am heiligen Blutopfer in der Halle unter dem Hochsitz nicht mehr teil, sie fehlten beim fröhlichen, gemeinsamen Minnetrank der Götter.

Sie mußten ja fehlen, denn nach ihrem Fremdglauben war ihnen Opferfleisch essen und Thors Minne trinken ein „Greuel" geworden. Die Sippengenossen waren ja „Heiden", und die Religion des Nazareners war voll der Verachtung und des Hasses gegen die Heiden. Mit vollem Bewußtsein sollten sie, das verlangte die neue Lehre, die Blutsbande niedertreten. Das war ja ein hohes, dem neuen Gott Jahwe wohlgefälliges Werk und wurde im „Himmel" belohnt.

Das furchtbare Wort der neuen Lehre: „So jemand zu mir kommt, und hasset nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern und dazu sein eigen Leben, der kann nicht mein Jünger sein", tat damals wie tausend Jahre später seine volkszerstörende Wirkung. An die Stelle der „nur irdischen, daher vergänglichen" Blutbindung trat die Bindung „an die heilige Gemeinde der Gläubigen", in der „allzumal einer in Christo" war, ob Grieche oder Jude, Römer oder Germane.

Was sollte die nun im innersten Wesen erschütterte Sippe tun? Man konnte die Treulosen aus dem heiligen Frieden verstoßen. Man hat es getan, aber mit unsicherem und zweifelndem Herzen. Trotz des Unfriedens, den der Abtrünnige der Sippe brachte, stand er noch in Blutsverbindung mit ihr; denn Blut war auch damals schon dicker als Taufwasser! Wenn Lebensgefahr ihm drohte, hielt die ganze Sippe wieder zu ihm, wie wir später sehen werden.

Die dem Germanen eigene scheue Zurückhaltung vor dem Glauben des anderen, die durch Ausstoßung christlicher Sippenglieder keine richtige Befriedigung fand, suchte nach anderen Wegen. Man ließ die verlorenen Glieder gewähren. Aber auch dies brachte keine innere Lösung des schweren Zerwürfnisses. Der Frieden Midgards war verloren, und oft lösten die Christen, die sich zu einer Gemeinde um ihren Bischof zusammenscharten, auch räumlich das Band der Sippe.

Nicht selten wählten Germanen den dritten Weg zur Lösung: um die Einheit zu wahren, trat die ganze Sippe nach dem Treubruch einzelner zur neuen Lehre über. So heilig war den Ahnen das Band des Blutes!

Zum Bruch des inneren Friedens kam durch die Missionstätigkeit des Ulfilas eine große außenpolitische Gefahr. Jenseits der Donau, vom Schwarzen Meer bis zur Mündung der Theiß, stand der Landesfeind, der Römer. Der Kaiser Konstantin, dem bei aller Heimtücke und Grausamkeit große militärische und staatspolitische Tatkraft nicht abzusprechen sind, hatte durch eingreifende Reformen im Heer und Beamtentum die Widerstandskraft des schon erschlaffenden Imperiums wieder gehoben, hatte den Legionen Zuversicht und Kampffreude wiedergegeben und durch Verlegung der Residenz nach dem nach ihm benannten Konstantinopel der Welt gezeigt, daß er die Hauptkraft des Reiches hier an der bedrohtesten Grenze gegen die Goten einzusetzen gedachte. Dadurch war es ihm gelungen, einzelne vorgeprellte Gotenstämme in einer Reihe glücklicher Gefechte über die Donau zurückzudrängen und so die Niederlagen früherer Kaiser wieder gutzumachen. Trotz zeitweiliger Friedensverträge und sogar Waffenhilfe der Goten herrschten Haß und Kampfstimmung zwischen den beiden Völkern.

Nun gingen christliche Priester ungehindert über die Donau hinüber und herüber. Sie unterstanden mit ihren gotischen Gemeinden kirchlich dem arianischen Patriarchen von Konstantinopel. Damit war nicht nur der inneren Verrömerung dieser gotischen Christen Tür und Tor geöffnet, sondern es bestand auch die Gefahr, daß bei den unausbleiblichen inneren Gegensätzen im Gotenvolk diese in den Römern die mit ihnen im gleichen Glauben Verbundenen, Näherstehenden, ja ihre Beschützer gegen die eigenen Volksgenossen sehen mußten. Es ist das erschütternde Bild, das wir in allen Jahrhunderten der germanischen „Bekehrung" sehen: Die Heiden, die den alten Göttern treu bleiben, wurden die Vertreter der Freiheit und Selbständigkeit ihres Volkes,

während die Abtrünnigen, die Christen, römisches oder fränkisches Joch dem Kampf für die höchsten Volksgüter vorzogen und damit zu Volksverrätern wurden. Felix Dahn schreibt in seiner „Urgeschichte der romanischen und germanischen Völker“ (7a):

„Unter zwei Gesichtspunkten konnte, ja mußte auch der damalige Germanenstaat einschreiten.

Einmal, wenn die Christen mittelbar oder wenn sie zweitens unmittelbar den Staat bedrohten oder schädigten: beides taten sie fast ohne Ausnahme in jedem Fall des Bekehrungsbetriebes.

Nicht nur weigerten sie die Beiträge zu den Götterfesten, Opfern, die, mit dem Ding verbunden, zugleich staatliche Bedeutung hatten und die Zusammengehörigkeit der Gaue im gemeinsamen Dienst der Stammesgötter zum Ausdruck brachten, - sie gingen angreifend vor. Der Eifer der fremden Priester und deren Neubekehrten schalt laut die alten Volksgötter „Götzen“, „Lügengötter“ (Galiuga guds), leugnete ihr Dasein oder, häufiger, erklärte sie für böse Geister, Dämonen, Teufel. Sie verbrannten die Haine und Holztempel, zerschlugen die Götterbilder der Heiden, besudelten ihre heiligen Quellen, hemmten mit Gewalt ihre Opfer.

Zweitens konnte aber auch unmittelbarer Landesverrat der Christen kaum ausbleiben: kam es zu Reibungen mit den Heiden, so riefen selbstverständlich die Christen ihre Bekehrer, Freunde, Glaubensbrüder, die Römer ins Land, auch um den Preis der Freiheit Schutz ihres Bekenntnisses erkaufend. Den Römern aber - hieß der Imperator Tiberius oder Constantius (Konstantin war 337 gestorben), betete er zum Jupiter des Kapitols oder zu den Heiligen oder zu keinem Gott - war immer und blieb ein Hauptvergnügen und Hauptmeisterstück der Staatskunst, Zwietracht unter den Germanen zu säen oder die stets üppig wuchernde zu fördern, und in Unterstützung der schwächeren Partei die stärkere zu vernichten, dann aber auch die Schützlinge zu knechten.

Und nun war ja diese Schlauheit des Völkermords vollends ein frommes, Gott und den Heiligen wohlgefälliges Werk geworden: die Vernichtung oder Zwangstaufe der germanischen Heidenschaft sicherte sowohl die Herrschaft auf Erden als zugleich die ewige Seligkeit im Himmel.“

Auch der Bekehrungsangriff des Ulfilas gegen die Westgoten brachte dem Volke Unheil, gebar aber den großen Versuch des treuen und edleren Volksteils, die Gefahr zu bannen.

Die Goten ließen den Apostel und seine mitgebrachten Gehilfen lange gewähren. So muß es seiner Beredsamkeit gelungen sein, eine beträchtliche Schar von Abtrünnigen auf seine Seite zu bringen. Die Beziehungen dieser Christen zu den Römern wurden allmählich so eng, daß ein Einschreiten im Interesse des Volksganzen erforderlich wurde. In dieser Zeit erstand dem Volk der Westgoten in dem Gaukönig Athanarich ein Führer, der den Beinamen „der Große“ erhalten haben würde, wenn eine gotische Geschichtsschreibung seine Taten überliefert hätte.

Athanarich war als König verantwortlich. Er klagte auf dem Gauthing die Christen wegen Sippen- und Landesverrat an.

Wir kennen die Einzelheiten der Verhandlungen und Entscheidungen auf diesem Gauthing nicht. Wir wissen nur, daß keinem Christen ein Haar gekrümmt wurde. Inhalt der Anklage waren rein staatspolitische Erwägungen. Die unter der Schirmherrschaft des römischen Kaisers und seiner Priester stehende Mission mußte als volkszerstörende Gefahr verschwinden.

Vielleicht hatte man den Fremdgläubigen die Wahl gelassen, zu Volkstum und Väterglauben zurückzukehren oder aus dem Lande zu weichen.

Ulfilas wählte das Letztere. Er rief den Schutz der Römer an, und zog, nachdem die Erlaubnis des Kaisers Konstantius eingetroffen war, mit seiner Herde über die Donau ins Feindesland. Oft waren gotische Stämme über die Donau gegangen, aber in Waffen als Eroberer oder als Hilfstruppen für den Kaiser bei den häufigen Thronstreitigkeiten. Ulfilas’ Christen aber gaben die Volksfreiheit auf und beugten sich friedlich unter das Joch der Feinde. Sie wurden am Fuße des „hohen Balkan“ in Bulgarien angesiedelt. Dort lebten die „Kleingoten“ oder „Moesogoten“, wie sie genannt wurden, als römische Untertanen noch lange Zeit, (8) beteiligten sich aber nicht mehr an den folgenden großen Kämpfen ihres Volkes.

Ulfilas, der Bischof und Führer dieser Auswanderer, wurde von den römischen Kaisern hochgeehrt. Mit Recht, denn seine Tat hatte den verhaßten Goten einen schweren Verlust an Volkskraft zugefügt. Wenn aber Kaiser Valenz, der die christliche Mission am fanatischsten betrieb und dessen Vertrauter Ulfilas war, ihn „Moses der Goten“ nennt, weil er sein Volk vor den schrecklichen Heiden ins „gelobte Land“ geführt hatte, so ist diese Bezeichnung vom germanischen Standpunkt aus eine mehr als zweifelhafte Ehrung.

So hatte die christliche Minderheit das Gesamtwohl des Volkes dem Fremdglauben geopfert und für sich das höchste Gut, die völkische Freiheit, preisgegeben. Die neue Weltreligion, in deren Wesen es lag, die „Menschen herauszuerlösen aus allerhand Stamm, Nation und Blut“, (9) war zum ersten Male in germanisches Volkstum eingebrochen. Auf dem Boden der Verrömerung, die in den hundert Jahren der Grenzberührung mit den Südländern allmählich gewachsen war, hatte bei ihm das Christentum die letzten völkischen Bindungen restlos beseitigt.

Die Quellen, die über diese Ereignisse und die folgende Zeit berichteten, nämlich die Akten des „heiligen Saba“ und des „heiligen Nikeras“, sind in vielem durchaus unglaubwürdig, wie ja leider die zahlreichen „Vitae“ (Biographien) der christlichen Heiligen auch in späterer Zeit als Geschichtsquellen kaum zu benutzen sind. Mit wildem Haß schildern sie diese ersten „Christenverfolgungen“ unter den Goten (348 bis 354) und können sich nicht genug tun an Schmähungen der „blutdürstigen“ Heiden und des „Scheusals“ Athanarich. Die frommen Schreiber und modernen Nacherzähler vergessen dabei ganz, daß sie selbst oft mit Erstaunen die Duldsamkeit dieser Heiden erwähnen.

Wenn von den gotischen Christen die Rückkehr zu Volk und Väterglauben verlangt wurde, so lag eine tiefe sittliche Pflicht dieser Forderung zugrunde: die Einheit und Freiheit des Volkes in schwerer Kampfzeit. Wir vermissen diesen sittlichen Gedanken völlig bei den bald darauf erfolgenden ersten Heidenverfolgungen unter Theodosius (379 bis 395), bei der viehischen Ermordung der heidnischen Philosophin Hypatia von Alexandria durch fanatisierte, christliche Mönche und bei den Heidenabschlachtungen unter dem Segen der Kirche auf niedersächsischem und norwegischem Boden.

Die Glaubwürdigkeit der Heiligenakten wird nicht erhöht durch die zahllosen Wundergeschichten. Der finsterste Aberglaube treibt seine Blüten. Da prallen die Waffen heidnischer Goten an den Christen wirkungslos ab. Die Leiche des Märtyrers Niketas aber bleibt, obwohl sie wochenlang in der Erde lag, wunderbar erhalten, ein Schicksal, das den Heiligenleichen häufig in der Geschichte zustößt. So strömte die Leiche St. Severins, als man sie nach 6 Jahren aus der Erde grub, „die süßesten Wohlgerüche“ aus (sie war nicht balsamiert!), wie ein deutscher Kirchengeschichtler im 19. Jahrhundert seinen Lesern erzählt.

Wenn man aus solchem Wust den geschichtlich wahren Kern herausschält, so ergibt sich Folgendes: Nicht alle abtrünnigen Goten waren mit Ulfilas zu den Römern übergegangen. Im Vertrauen auf den Sippenschutz und auf die

Gutmütigkeit und Duldsamkeit der Volksgenossen waren viele zurückgeblieben. Man war vorsichtiger geworden, hielt sich nach außen hin in seiner christlichen Betätigung zurück und betonte seine gute nationale Gesinnung. Gesinnungsheuchelei hat es auch damals schon gegeben! Die früher offenen Beziehungen zu den Römern wurden, wie die Quellen erzählen, jetzt heimlich fortgesetzt, und der gute Zweck heiligte das Mittel manch frommen Betruges. Von christlichen Goten verborgen, arbeiteten im Stillen sogar einzelne Werbepriester weiter.

Athanarich, der als Gaukönig für die Durchführung des Thingbeschlusses verantwortlich war und mit klarem Blick das Weiterschwelen der Gefahr erkannte, sah sich nun zum Einschreiten veranlaßt. Er ließ den eifrigsten Wühler, den Priester Sansala, verhaften. Doch gelang es diesem, auf römisches Gebiet zu entfliehen.

Dann zog der König mit seiner engeren Gefolgschaft, „Räuber nennt sie der heilige Saba“ (Dahn), von Dorf zu Dorf und ließ die Einwohner vor einem auf einem Wagen mitgeführten kultischen Gegenstand (es ist aus den Quellen nicht klar zu ersehen, worum es sich gehandelt hat) opfern und das Opferfleisch essen. Wer sich weigerte, bekannte sich damit als Feind des Glaubens der Väter und als Freund der Römer. Diejenigen, „die die volkstümliche Gottesverehrung vernichtet hatten“, (10) wurden bestraft. Ob es damals schon zu Todesurteilen kam, ist nach Edmund Weber (11) zu bezweifeln. Das Verbrennen und Ertränken einzelner Christen ist wohl erst bei der zweiten „Christenverfolgung“ 369 bis 372 erfolgt.

Christentum und Landesverrat

Im Jahre 366 flammte nach einer Zeit der Ruhe und des Volksfriedens der Krieg mit den Römern wieder auf. Athanarich schlug sich in drei Feldzügen gegen Kaiser Valenz so erfolgreich, daß dieser sich gezwungen sah, Frieden zu schließen. Auf einer Donauinsel traf der Kaiser des Ostreiches mit dem Germanenfürsten zusammen, da sich der stolze Athanarich, ein bezeichnender Zug, weigerte, römischen Boden zu betreten.

Kaum hatte Athanarich Frieden mit den Römern geschlossen, da entbrannte der Kampf im eigenen Lande gegen Volksgenossen, ein Kampf, der zeigte, wie tief sich das römische Gift schon in den germanischen Volkskörper eingefressen hatte, und wie richtig Athanarich handelte, als er in staatsmännischer Vorausschau die Fremdreligion bekämpfte.

Fridigern, ein Gaukönig wie Athanarich, geriet mit diesem in Streit. Die Gründe wissen wir nicht, wir erfahren nur, daß jener mit den Römern befreundet war. Ob diese Freundschaft ehrlich war, oder ob sie dem ehrgeizigen Teilfürsten nur dazu dienen sollte, innerpolitische Macht zu gewinnen, ob er schon vor dem offenen Kampf mit Athanarich christlichen Versprechungen und Bedingungen sein Ohr geliehen hatte, ist ebenfalls nicht aus den Quellen zu ersehen.

Von Athanarich geschlagen, floh er über die Donau zu den Landesfeinden. Als Christ (12) kehrte er unter dem Schutze römischer Legionen wieder zurück und wurde von diesen wieder in sein Amt eingesetzt. Jetzt zeigte es sich offen, daß Christ sein und römische Gesinnung haben eins waren. Die zahlreichen Priester, die ihm „Valenz mitgegeben“ hatten, begannen nun unter seinem Schutze und unter den Waffen römischer Zenturien mit Feuereifer die „Bekehrung“. So ist unzweifelhaft, daß dies die Bedingung für den schändlichen Verrat, römische Waffenhilfe auf gotischem Boden, gewesen war.

Ist es verwunderlich, daß der Mann, dem Leben und Freiheit seines Volkes über alles ging, König Athanarich, sich nun entschloß, das tödliche Gift, das Christentum, unerbittlich zu zertreten, daß er jetzt „aus Haß gegen die Römer den Namen der Christen austilgen wollte aus seinem Volke“, wie eine kirchliche Quelle (13) in unbewußter Ehrlichkeit meldet? Aus Haß gegen die Römer! Dieses Zugeständnis eines staatspolitischen Grundes ist wichtig zu betonen, nachdem uns die „Christenverfolgungen“ der Geschichte unzählige Male in sentimentaler Unwahrhaftigkeit als Ausfluß heidnischer Grausamkeit geschildert worden sind. Ob es sich um die Christenbekämpfung des Kaisers Deokletian oder die des großen Westgotenkönigs Athanarich, um die „Katholikenverfolgungen“ der Vandalenkönige in Afrika oder um die Überfälle sächsischer Bauern auf fränkische Priester und Klöster handelte, in allen Fällen hatte man duldsam und großmütig die fremde Sekte erst gewähren lassen; als aber die tödliche Gefahr für Staat und Volkstum erkannt war, der Hoch- und Landesverrat offensichtlich wurde, griff der Staat zur Waffe.

Die grausame Art des Kampfes entsprach der Zeit. Sie war den Heiden so wenig fremd wie den Christen. Die Brandfackeln Neros unterscheiden sich in nichts von den Scheiterhaufen der christlichen Inquisition, und der Wahnsinn jenes Kaisers war um nichts größer als der eines Torqemada. Man hätte höchstens erwarten müssen, daß die Sitten milder geworden wären, nachdem die Religion der Liebe über tausend Jahre unter abendländischen Menschen geherrscht hatte. Leider widerspricht die Geschichte dieser Erwartung.

Das Christentum hatte im Gaustaat Fridigerns seinen „weltlichen Arm“ gefunden. Es ließ nicht Ruhe, bis der, den es tödlich haßte, Athanarich, vernichtet war! „Unter Voraustragung des Kreuzes“ erfochten jetzt Fridigern, die gotischen Arianer und die zu ihrer Hilfe das Land überziehenden Legionen in offener Feldschlacht durch das Übergewicht römischer Waffen und vielleicht auch Menschenmassen den Sieg. Athanarich muß flüchtig mit wenigen Getreuen das Land räumen, und alsbald nimmt die Bekehrung immer größere Verhältnisse an.“ (Dahn.)

Das Kreuz war Feldzeichen der Volksfeinde und Landesverräter geworden. Der Kampf zwischen den beiden Gaukönigen war nicht mehr eine jener Fehden, wie sie so zahlreich in den Germanenreichen jener kampffrohen Zeiten zwischen ehrgeizigen Stammesführern tobten, sondern hatte eine andere, den Germanen, ehe sie das Christentum kannten, durchaus fremde Bedeutung bekommen. Er war Religionskrieg geworden! Hinter dem christlichen Fürsten stand der eifernde Priester. Neben die Gefolstreue, die die gotischen Krieger an ihren König Fridigern kettete, war der Glaubensfanatismus getreten. Nicht mehr Waffenruhm allein war zu gewinnen, sondern die von den Priestern versprochene ewige Seligkeit in Jahwes Reich stand in Aussicht. Die Heiden zu erschlagen, auch wenn sie Volksgenossen waren, war ein Gott wohlgefälliges Werk.

Etwas Fremdes, durch und durch Ungermanisches war in die Herzen jener Goten eingezogen, die sich dort, wo sie das Banner gewöhnt waren, das Kreuz vorantragen ließen.

Athanarich war aus Gau und Heimat vertrieben, aber nicht vernichtet. Bald erschien er an der Spitze der ihm treu Verbliebenen wieder und zog in sein Land ein. Seine „Gottlosigkeit“ war noch immer nicht gebrochen, wie die kirchliche Quelle wehmütig bedauert. Er verfolgte das Kreuz, eine Tatsache, die allerdings nach den Erfahrungen, die er mit diesem Feldzeichen gemacht hatte, verständlich ist. In seinem eigenen Gau war es unter dem Druck römischer Waffen zu zahlreichen Bekehrungen gekommen. Wir wundern uns darüber nicht; wir wundern uns vielmehr darüber, daß noch so viele seiner Goten den Göttern und dem Volkstum treu geblieben waren.

Über die Zustände im Lande nach der Rückkehr des Königs geben die Akten

des heiligen Saba und Niketas Auskunft. Obwohl sie von Haß gegen den verruchten Heidenkönig erfüllt sind, entschlüpft den Erzählern doch manches Ereignis, das gleicherweise die Großherzigkeit und die Gutmütigkeit der gotischen Heiden gegenüber den Christen zeigt und manche christliche Schilderung von heidnischer Grausamkeit zu streichen zwingt.

Ich kann diese Begebenheiten nicht besser erzählen, als es Altmeister Dahn in seinem Geschichtswerk tut, und führe deshalb seine Beschreibung wörtlich an:

„Wir erfahren, daß ohne irgendwelchen Glaubenshaß die Heiden diese christlichen Bekehrungen in der Sippe duldeten, während ein anderer Teil der Sippenglieder bei dem Glauben der Väter blieb: als nun von Staats wegen von den Fürsten und Beamten Verzehrung von Opferfleisch als Zeichen des Rücktritts in das Heidentum den Getauften auferlegt ward, entziehen sich sehr viele, auch Priester, dem Martyrium durch Flucht zu den Römern. Ja, von Glaubenshaß der Heiden und echtem Glaubensmut der Christen ist so wenig die Rede, daß sehr lange eine Täuschung vorhält, welche die Gutmütigkeit der Heiden und die Gewissensverleugnung der Christen miteinander ersonnen haben. Um die Beamten glauben zu machen, die Getauften seien zurückgetreten, diesen aber durch Betrug das wirkliche Verzehren von Opferfleisch zu ersparen und sie gleichwohl der Bestrafung zu entziehen, lassen die Heiden von den Getauften in Gegenwart der Beamten Fleisch verzehren, das sie für Opferfleisch nur ausgeben, während die Christen wissen, daß es nicht Opferfleisch ist! Diese nehmen also keinen Anstand, ihren Glauben durch eine Handlung zu verleugnen, die den Beamten als Rücktritt ins Heidentum gilt, während sie dem Christengott gegenüber sich darauf berufen, daß sie ja in Wahrheit doch kein Opferfleisch genossen. Diese bezeichnende Vorwegnahme späterer „Jesuitenmoral“ dauert so lange, bis der wackere Saba in echt christlichem Eifer den Beamten den frommen Betrug anzeigt. Allein die anderen Christen sind mit solcher Wahrheitsliebe schlecht zufrieden, und sie vertreiben den allzu Gewissenhaften, rufen ihn aber doch bald beschämt zurück. Als nun König Athanarich auf seiner Rundfahrt vor dem Dorfe eintrifft und frägt, ob es Christen enthalte, wollen die gutmütigen Heiden abermals ihre Verwandten retten und schwören, es sei kein Christ unter ihnen. Und die anderen Christen sämtlich lassen sich diese Beteuerungen gefallen: nur Saba tritt vor und bekennt mutig seinen Glauben. Der König fragt nach dem „Vermögen“, d. h. nach der Bedeutung des Menschen in der Gemeinde. Als die Heiden antworten: „Herr, er hat nichts, als was er am Leibe trägt“, d. h. also namentlich keinen Grundbesitz, daher keinerlei Einfluß in der Volksversammlung, spricht der König verächtlich: „ein solcher kann keinen Schaden anrichten“ und begnügt sich, ohne ihn irgend zu strafen, ihn aus dem Ding fortzuweisen: nicht einmal aus dem Dorf, denn sein Verbleiben wird vorausgesetzt. Also nur die Einflußreichen, die Grundbesitzer, die staatsgefährlichen Christen verfolgt der König, nicht den Christen als solchen trotz herausfordernder Kühnheit. Das war im Jahre 370 oder 371. Zu Ostern 372 wird Saba allerdings vom Könige durch Bewaffnete verhaftet: aber wohl nur deswillen, weil er in dem Hause eines christlichen Priesters Sansala (siehe oben), der sich aus dem römischen Gebiet zurückbegeben hatte, weilte. Saba wird erst gefesselt, nachdem ihn die Hausfrau der Hütte, wo sie übernachteten, aus leichterer Haft heimlich befreit hat. Die Aufforderung, Opferfleisch zu genießen, beantwortet Saba mit unflätigen Schimpfreden wider den König: „Ekel und scheußlich sind die Speisen, wie Athanarich selbst, der sie sendet.“ Einer der Krieger des Königs empört über diese Beschimpfung seines Herrn, schleudert den Wurfspieß auf Saba: das Wunder, daß die Spitze diesen unschädlich, „wie eine Wollflocke“ berührt, macht aber befremdlichermaßen auf den König so wenig Eindruck, daß er nun die Hinrichtung des Christen befiehlt. Saba verlangt, dann müsse auch der christliche Priester mit ihm sterben, worauf ihm die Gefolgen des Königs sehr richtig erwidern: „Nicht deine Sache ist es, dies zu befehlen!“ Er verkündet vorher noch dem Herrscher ewige Verdammnis in der Hölle und wird dann in dem Flusse Musäus ertränkt. Seine Überbleibsel ließ später der römische Dux der Grenztruppen auf kaiserliches Gebiet bringen.“

Dr. Robert Luft

(Fortsetzung im nächsten Heft

Anmerkungen:

(1) Proskinesis = Kniefall und Anbetung.

(2) Es tut dieser Tatsache keinen Abbruch, daß die amtliche Anerkennung der christlichen Kirche erst durch das Toleranzedikt von Mailand 313 erfolgte. Selbstverständlich hatte sich die hierarchische Gliederung schon vorher gefestigt. Der Bischof von Sirmium hatte das Primat über die Tochterkirchen von Dakien. Diese Beziehungen waren vor der Anerkennung nur geheim, dafür aber um so gefährlicher.

(3) Der geschichtliche Wert dieser Angaben ist aber gering.

(4) Durch diese Gefangenen sollen nach Philostorgius Hist. eccles. II 5. viele Goten bekehrt worden sein, da sich unter den Gefangenen auch christliche Priester mit befunden hätten.

(5) Matth. 26. 52.: „Denn wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen.“

(6) An dieser Stelle bedarf eine Bemerkung des Philostorgius Hist. eccles. II. 5. der Erwähnung, die die Absicht des Christentums, den Mehrwillen des Volkes herabzusetzen, kennzeichnet: „Ulfilas übersetzte alle Schriften in ihre eigene Sprache, außer die Bücher der „Könige“, weil diese Kriegsgeschichte enthielten, dieses Volk aber, das so kampffreudig war, mehr eines Zügels für seine Kampfbegeisterung, als des Antriebes dazu bedurfte.“

(7) Dr. Alois Huber, Geschichte der Einführung und Verbreitung des Christentums in Südostdeutschland, Bd. 1 S. 289.

(7a) Bd. 1, Seite 423.

(8) Jordanis, Kap. 51, nennt sie „ein zahlreiches Volk, aber arm und schwächlich“.

(9) Offb. Joh., Kap. 5, Vers 9.

(10) Sokrates, Hist. eccles. IV. 33.

(11) Edmund Weber, „Das erste germanische Christentum.“ Leipzig, Adolf Klein.

(12) Aus Dankbarkeit dem Kaiser Valenz gegenüber wurde er Christ wie Sokrates Hist. eccles. IV. 33, berichtet: … Es handelte sich wohl um eine vorhergehende Abmachung.

(13) Epiphanias: Adv. häreses, 1, 14.



Der Laich, das germanische Weihespiel

Wenn der Versuch unternommen wird, dem Sinn des Mythos wieder um einen Schritt näher zu kommen, und zwar über eine mythische Untergründung des deutschen Märchens und eine weltanschauliche Erschließung des germanischen Mythos, dann kann der Laich nicht außer Betrachtung bleiben. Der Laich ist das germanische Weihespiel, Festspiel und gewiß auch Jahrlaufspiel. Als solches wäre er nun von vornherein als ganz besonders bedeutungsvolle Quelle germanischer Welt- und Lebensschau anzusehen, wenn es ihm nicht ebenso ergangen wäre wie den beiden andern, nämlich nur bruchstückhaft uns überliefert worden zu sein, wenigstens mit ganz geringer Ausnahme. Diesem geschichtlichen Schicksal des Laiches steht aber die Tatsache gegenüber, daß er Zeuge germanischer Tiefenschau von keineswegs geringerem Wert als Mythos und Märchen ist, wenn er diesen beiden gegenüber heute auch keine „Volkstümlichkeit“ besitzt. Volkstümlich ist er in seinem

Ursprung vielleicht aber wesentlich mehr als der Mythos selbst.

Wenn der Mythos die großen, dichterischen Bilder einer germanischen Welt- und Lebensschau vor uns aufstellt und die Märchen diese Bilder in unendlicher Aufteilung, Abwandlung und Verharmlosung, angeblich in kindlicher Formgebung, den Kindern weitererzählen, steht der Laich zwischen ihnen wie der Jungmann zwischen Kind und Weltweisem, oder wie zwischen Spiel und Gedanke die lebens- und blutvolle Tat. Was unter arteigen weltanschaulicher Führung an Welt- und Lebensgesetzen von reifender Weisheit erschaut und erkannt und im Märchen als wesensgemäße Nahrung der erwachenden Menschen- und Artseele vom Kinde so durstig aufgenommen wird wie aus einem bereiten Becher, das wird im Laich vom Jungmann und vom Mädchen mit dem Einsatz des ganzen Menschen gespielt und im Gewande der Kunst gelebt. Das ist die Eingliederung des Laiches in den Raum des Mythischen, sichtbar in diesen drei Kunstformen.

„Das Wort Laich kommt von laikan = hupfen, springen. Altnordisch ist leika = tanzen. Aber nicht bloß Tanzgestaltungen haben wir im Laich vor uns. Vielmehr umfaßt der Laich eine Dreiheit von Künsten. Die Handlung gewinnt hier nicht bloß Ausdruck durch Wort und Sprache, auch nicht bloß durch eine rein musikalische Ausdeutung und ebensowenig in einer nur tänzerischen Formung, sondern der Laich verschmilzt die drei großen Kunstmittel des dramatisch gestaltenden Wortes, der Musik und des Tanzes zu einer neuen Einheit. – Der Laich gestaltet ein und denselben Stoff in Wort, Gesang und Tanz gemeinsam; und erst aus der gemeinsamen Abstimmung dieser drei Künste aufeinander, aus dem Zwang und der Notwendigkeit, demselben Gedanken gleichzeitig sowohl sprachlich als musikalisch als tänzerisch Ausdruck zu verleihen, entsteht hier in wechselweisesr Bereicherung und Ergänzung das eigentliche Kunstwerk.“ (Otto Schmidt in „So zum Tanze führ' ich Dich“, Verlag Volkstum und Heimat, Kampen auf Sylt 1935).

Die Wiedergewinnung des Laiches, und zwar nicht nur als mythische Kulturtrümmer, sondern als heute spielbares Fest- und Weihespiel verdanken wir dem Volkstumsforscher Prof. Georg Hüsing. Er hat aus Kinderreim, Lied, Märchen, Reigen und im Norden noch überliefertem, noch lebendigem Brauchtum den Laich neu geschaffen. Jedenfalls hat er aber eine Anzahl der wesentlichsten und bedeutendsten Laiche neu geformt. Er hat ihn als nicht nur germanische, sondern schon indogermanische Schöpfung nachgewiesen und ihn auch in das Leben seiner Schöpfer eingeordnet. Er sagt: „Dieses Kunstwerk ist zugleich der Ausdruck eines Empfindens, das wir heute wohl am ehesten als ein ‚religiöses‘ bezeichnen würden. Es setzt eine gewisse Andachtsstimmung voraus und erzeugt eine solche. Es vertritt, sozusagen, den Kirchgang und die Kulthandlung, die bei den arischen Völkern sich später wohl auch wirklich an den Laich angeschlossen hat. ... Daß an der Stelle des uns geläufigen ‚Kultes der Götter‘ bei den Ariern ursprünglich die Festesfeier stand, hat wohl am überzeugendsten Leopold von Schröder nachgewiesen. – Aber der Laich hat auch den Zweck, das Wissen des Volkes, seine Lehre von Mensch und Weltall, aufrecht zu erhalten und fortzupflanzen. – Der Laich ersetzt also auch die ‚Religionsstunde‘ oder richtiger die hohe Schule. Er ist das Stammesfest, in weiterem Umfange das Nationalfest, und wir werden uns auch die Olympischen Spiele der Hellenen als aus dem Laiche hervorgegangen vorzustellen haben. Er ist der Ort und die Zeit des großen, alle Kräfte anspannenden, kulturfördernden Wettbewerbes, ein Höhepunkt des Kulturlebens und der Keim zur Entwicklung aller Kulturzweige“.

Da anzunehmen ist, daß nur ein beschränkter Teil des Leserkreises irgend einen der Laiche aus der Anschauung kennt, ist es wohl angebracht, Inhalt und Form eines solchen und zwar denjenigen, an dem das allgemein über den Laich Gesagte am besten deutlich werden kann, den Laich vom Schiffmann in größter Abkürzung hier anzuführen. In diesem Laich, der wie die Laiche überhaupt, im Ring gespielt wird, steht inmitten des Kreises der jungen Paare der Tod als Schiffmann, ein junges Mädchen, das bittend vor ihm steht, im Begriff, ins Reich der Toten hinüberzufahren. Der Chor (als Reigen) bittet ihn, das Mädchen wieder „zu Lande gahn“ zu lassen. Aber der Tod schweigt. Er droht nicht. Und predigt nicht. Er weicht nur nicht. Da bittet das Mädchen seinen Vater, Haus und Hof zu setzen, und es damit zu retten. Aber der tut es nicht. Es bittet den Bruder, sein Schwert zu setzen, um es zu retten. Der tut es auch nicht. Da bittet das Mädchen den Liebsten, sein ganzes Leben zu setzen, sich ans Ruder zu verkaufen. Und vor ihm nun, der sich ganz dran gibt, muß der Tod zurücktreten und das Mädchen „zu Lande gahn“ lassen – zum Leben. (Otto Schmidt: „Der Schiffmann. Ein Bekenntnis nordischer Geisteshaltung“, Verlag Herbert Stubenrauch, Berlin 1935).

Es ist keine Frage, der Sinn dieses Laiches liegt offener zu Tage als der fast aller Mythen und Märchen. Gesetz ist in ihm gestaltet, unwandelbares: der Tod. Und das andere Gesetz, ebenso unwandelbar: das Gesetz des Lebens. Und die Lebenswerte sind in tiefstgeschaute Ordnung gebracht. Härte allein hält Linie. Weichheit und Schwäche führt hinab. Und der Vater setzt Haus und Hof nicht, weil sie als Sippengrundlage mehr wert sind, denn ein einzelnes Glied der Sippe und sie allein die Dauer der Sippe sichern. Und der Bruder setzt das Schwert nicht, weil auch die Waffe, als das unerläßliche Mittel der Ehre und des Lebensschutzes, mehr ist als ein Sippenglied. (Siehe: O. Schmidt in „Der Schiffmann“.) Und sie können es sogar gar nicht retten, aus Gesetz und aus Sittenordnung. Denn Leben ist mehr als das Leben eines Einzelnen. Der Liebste kann es nur, und muß es. Er rettet, was allein in seiner Hand mehr ist als Einzelwesen, nämlich ein Stück zeugendes Leben, ein Stück Ewigkeit. Der Liebste rettet in der Geliebten das Glied in der ewigen Kette, ohne das die Kette nicht sein kann, wenn es gleich in ihr fast wie ein Nichts verschwindet. – Wir erinnern uns an den Satz Hüsings: „Der Laich hat auch den Zweck, das Wissen des Volkes, seine Lehre von Mensch und Weltall, aufrecht zu erhalten und fortzupflanzen“. Reiner kann die Quelle germanischer Weltanschauung nirgends fließen.

Was dem Laich sein besonderes, volkhaftes und mythisches Gepräge gibt, ist sein großartiger, zeitloser, allgültiger Stoff. Er ist nicht Philosophie und nicht Erzählung von Einzelschicksal. Sein Thema ist das aller Mitspielenden. Einmal wird es von allen in ihrem Leben gespielt. Und nicht nur von denen im Kreis, sondern von allen Generationen. So im Laich „Schloß in Österreich“ mit seinem balladenhaften Ton auf mythischem Untergrund, in dem über alles festlichen Laich „Die Hinde im Rosenhag“, ferner im Laich der „Walbertsnacht“ (Walpurgisnacht) mit seinem schaurig-großartigen Stoff und Hintergrund und nicht zuletzt in der märchenhaften „Jungfrau Maleen“.

Ist nun die Zeitlosigkeit des „Schiffmann“ bei keinem dieser Laiche so ausgeprägt und tragen sie auch fast allgemein mehr „mythologische“ Züge, so ist ihnen doch allen eines gemeinsam: die volkhafte, die gebundene, die chorische Form. So kann der Laich noch nach einer ganz andern Richtung als der weltanschaulichen eine große Wirkung tun: er kann zu der großen Anregung werden für das wirklich arteigene Thingspiel.

Ehe er dies aber werden kann, muß von Allen der gleiche Weg zurückgelegt werden, den die gegangen sind, die ihn zu neuem Leben weckten. Es war der, zu erkennen, daß der germanische

Mensch, wenn er von der Natur sprach, sich mit eingeschlossen fühlte, christliche Erziehung ihn aber zwang, sich von ihr auszuschließen, sich ihr gegenüber zu stellen, und daß es kein neues großes germanisches Schaffen gibt ohne auf diesen Standpunkt, volkhaft, zurückgefunden zu haben.

Wo Schaffen sein soll, ohne Hintergedanken, da darf nicht anmaßendes Taxieren sein, da muß Anschauung und Ehrfurcht sein vor allem Leben als dem Strömen aus unergründbar und ewig Seiendem, von der tastenden Weinranke bis zur Kometenbahn.

Die Behandlung des Laiches in diesem Zusammenhang mußte sich aus verschiedenen Gründen auf einen Hinweis beschränken. Ich verbinde dies mit dem Wunsch, an Stelle einer eingehenderen Arbeit die Schrift von Otto Schmidt „Der Schiffmann, ein Bekenntnis nordischer Geisteshaltung“ in die Hand zu nehmen. Ferner gehören hierher das bereits erwähnte „So zum Tanze führ’ ich Dich“ desselben Verfassers und als grundlegendes Werk „Deutsche Laiche und Lieder“ von Georg und Emma Hüsing (Verlag Eichendorff-Haus, Wien 1932).

Wilhelm Schloz



Der Neunersprung

Der Tanz ist heute unter dem Namen „Die sieben Sprünge“ in ganz Deutschland (auch Holland) bekannt, und wurde bei Festen (Hochzeit, Fasnacht, Ostern, Pfingsten, Ernte, Kirmes und Aufnahme in den Burschenbund) getanzt.

Könnt ihr nicht den Neunersprung,
Wollt ihr ihn nicht tanzen?
Wackres Mädel wart’ auf mich,
Bis ich komm’ und hole dich!
Den ersten, den zweiten usw.

Darstellung: Die Sprünge werden in verschiedenen Formen getanzt; eine Form sei hier beschrieben. Die Teilnehmer bilden einen großen Kreis, in dem sie sich mit Handfassung in Laufschritten nach links hin bewegen, unter Absingung des Vierzeilers, nach dessen Ende alle stehn bleiben. Auf die Worte „den ersten“ wird der erste Sprung von Allen oder auch von den Burschen allein ausgeführt. Im letzteren Falle begleiten die Mädel den Sprung mit Handklatschen. Beim zweiten Singen wird der erste Sprung wiederholt und der zweite hinzu gefügt, und so jedes Mal der nächste. Vom neunten Sprunge ab wird je der Letzte weg gelassen, so daß am Schlusse, nachdem 16 mal der Vierzeiler gesungen wurde, nur wieder der erste Sprung übrig bleibt.

1. Sprung: Aufhüpfen und Stampftritt links.
2. Sprung: Aufhüpfen und Stampftritt rechts.
3. Sprung: Aufhüpfen und Niederknien auf den linken Unterschenkel.
4. Sprung: Aufhüpfen und Niederknien auf den rechten Unterschenkel.
5. Sprung: Aufhüpfen und Berühren des Bodens mit der linken Handfläche.
6. Sprung: Aufhüpfen und Berühren des Bodens mit der rechten Handfläche.
7. Sprung: Aufhüpfen und Berühren des Bodens mit dem linken Unterarme.
8. Sprung: Aufhüpfen und Berühren des Bodens mit dem rechten Unterarme.
9. Sprung: Aufhüpfen zur Hockstellung des Körpers und Berühren des Bodens mit dem Kopfe (Stirn), oder (jeder Bursche nach Belieben) Aufhüpfen mit Anschließen eines „Purzelbaumes“, dabei Berühren des Bodens mit der Stirn, oder Aufhüpfen mit anschließendem Handstande und Berühren des Bodens mit dem Kopfe.

Bemerkungen: Da bisher jede in deutschvolkskundlichem Stoffe überlieferte Sieben als jüngere Verdrehung einer älteren Neunzahl erweisbar ist (vgl. 9 Schwaben, Neunmeilenstiefel usw.), lag von vornherein der Gedanke nahe, ja es war so gut wie selbstverständlich, daß die „säben“ Sprünge ursprünglich „negen“ (neun) Sprünge gewesen sein müssen. In Westfalen ist nun der Sprung mit Knie, Ellenbogen, Hand und Nase überliefert, es fehlen also die Füße zur Neunzahl, und umgekehrt in Schwaben die Hände: man hat also je ein anderes Leibesglied weg gelassen, um die gewünschte Siebenzahl zu erhalten. Die vollständige Reihenfolge lautet: Fuß, Knie, Hand, Ellenbogen, Kopf, und das ergibt einen Neunersprung. Im Harz werden genannt: Ellenbogen, Knie, Hacken, Fußspitzen, Kopf, also die richtige Neunzahl, wenngleich in verderbter Reihenfolge und mit Zerlegung des Fußes in Hacken und Spitze; hier ist also die neben der Benennung „Siebnersprung“ überlieferte tatsächliche Neunzahl in falscher Weise wieder hergestellt worden.

In einer westfälischen Abart, die am Ostertage gespielt wurde, werden 7 Gruben erwähnt, in die man mit seinen Sprüngen hinein treffen mußte, und nach anderer Überlieferung beziehen sich die 7 Sprünge auf die 7 Todsünden, deren man also durch die Sprünge ledig werden wollte. Daher ist wohl zu beachten, daß die alten Perser 9 Todsünden kannten und bei entsprechenden Reinigungsbräuchen 9 Gruben verwendeten. Diese und ähnliche auffällige Übereinstimmungen deuten wohl auf ein hohes Alter und arische Abkunft der Neunersprünge. Man könnte sich denken, daß es sich ursprünglich um Tilgung von Sünden gehandelt hätte, die man mit den genannten Leibesteilen begangen hatte, und die man ausheilte durch Berührung mit der Erde; daraus würde sich vielleicht auch die Vermischung des Neunersprunges mit den Sonnwendfeiern erklären, bei denen heute dem Feuer auch eine reinigende Kraft zugewiesen wird.

Noch ursprünglicher handelte es sich um die Mondwende, was sich in der Harzer Fassung durch das sich Umwälzen und dreimalige Berührung des Kopfes mit der Erde noch ausprägen dürfte; darauf deutet auch der rückläufige 2. Teil des Neunersprunges, der also kalendarisch die 3. Woche (zu 9 Nächten), die 3 Schwarzmondnächte und die folgende 1. Neunerwoche (des nächsten Monats) umfaßt, sich um den Mondwechsel als Mittelpunkt gruppiert und die 2., die Vollmondwoche, ausläßt. Daß damit auch Mythen in Verbindung stehn, ist zum Teil bereits deutlich erkennbar, aber auf engem Raume nicht beweisbar.

Die Weise, die wir gewählt haben, stammt aus Friedländer, 100 Volkslieder, wiedergegeben in Meyer, Tanzspiele und Singetänze. Die Weise ist ganz deutlich eine Spielform der Jubelmelodie zur Echternacher Springprozession, und sie hat unzählige nahe Verwandte in unsern Volkstänzen, was wohl für das hohe Alter der Weise ein Beweis sein dürfte.

Emma und Georg Hüsing

Anmerkungen

Schon Franz M. Böhme (Geschichte des Tanzes in Deutschland, 1886, S. 155) hat erkannt, daß dieser Tanz „jedenfalls aus der Heidenzeit stammt und religiöse Bedeutung hat“. Er hat ihn als einen Opfertanz der Germanen zur Frühlingsfeier gesehen und darauf hingewiesen, daß er in Westfalen (wo der Siebensprung als einziger in Deutschland noch ein Neunersprung geblieben war, so wie die Westfalen auch sonst vielfach am Alten festgehalten haben) zum ersten Ostertag getanzt wurde. Soweit er meint, daß der Tanz in christlicher Zeit meist am Erntefest und auf Kirmsen, auch bei Hochzeiten zur Aufführung

gebracht wurde, möchte ich dies allerdings nicht auf eine christliche Veränderung zurückführen, sondern meine, daß dieser Tanz – der unzweifelhaft eine Verehrung der Mutter Erde beinhaltet – eben auch bei anderen Gelegenheiten, wo sie zu ehren war (natürlich bei der Ernte, aber auch sonst) getanzt wurde. Da während des Tanzes vom Tänzer gesungen wird: „Mach mir nur den Siebensprung, mach mir' alle sieben, mach mir, daß ich tanzen kann, tanzen wie ein Edelmann: `s ist einer...", ist von manchen geschlossen worden, daß hier die höfische Sitte verspottet werden sollte, indem in übertriebener Art und Weise der Herr vor der Dame sich zunehmend mehr verbeuge. Aber die Forscher sind sich einig, daß es sich beim Neun- bzw. Siebensprung um einen ursprünglichen reinen Männertanz handelt, und in einigen Landschaften (so Hessen-Nassau) hatte sich das noch bewahrt. Richard Wolfram („Die Volkstänze in Österreich und verwandte Tänze in Europa", 1951, S. 66) verweist darauf, daß im Anschluß an das Berühren des Bodens mit der Stirn die Tänzer sich teilweise rechts und links wälzen, ebenso wie man sich aus Gesundheitsgründen im Tau wälzt. Zu Pfingsten tanze den Siebensprung eine ganz in Laub gehüllte Maske, die sich zuletzt auch wälzt, was zu denken gäbe. Ferner werde der Tanz bei Aufnahme in den Burschenbund getanzt. Zudem seien Tänze von Männern – wenn es sich nicht um Scherz- oder Geschicklichkeitstänze handele – meist bedeutungsvoll und von alter Herkunft. Die Zahl sieben (ebenso wie neun) gelte als heilige Zahl. Hinzu kommt, daß teilweise sehr altertümliche pentatonische Weisen verwendet werden. Wie in Hessen-Nassau findet sich ein Männertanz mit dem Namen „Sjauspringar" in Norwegen (Söndfjord, Fana) ebenfalls als reiner Männertanz. Dort – wie auch in manchen Teilen Deutschlands – führen zwei Männer den Tanz aus, wobei sie im Harz im Abschluß dreimal den Kopf gegen die Erde stoßen. Gegen die Verspottung spricht auch der Vers aus der Umgebung von Bonn: „Da ist mancher Edelmann, der die sieben Sprüng nicht kann..." Eine sinnvollere Form des Gesangs ist in den Bremer Kinder- und Ammenreimen (1836) enthalten, wo es heißt: „Danz mi mal de seven Sprünge, danz mi mal de seven! Meenst dat ik nich danzen kann? Kann danzen as en Edelmann. Spring hoch up!" Böhme erwähnt dann noch zwei holländische Fassungen, die so lauten: „Hedde niet gehoord van den zeuvensprong, hedde niet gehoord van de zeuven? Ze zeggen, dat ik niet dansen kann, ik kan dansen as eenen edelmann". Ferner: „Ei, wie kan de zevensprong, ei wie kan ze tansen? Is der dan gen eene Mann, die de zeven sprongen kan? Dat eene......"

Während im Harz die zwei Siebenspringer erst – dabei die Musik nachmachend – mit den Fingern auf den Boden klopfen, dann mit den Ellenbogen, dann mit den Knien, dann mit den Hacken und endlich mit den Fußspitzen, sich dann wälzten und dreimal mit dem Kopf auf den Boden schlugen, jauchzten sie immerfort: „Use siebespringer, use hochtiet!" Wenn der Siebensprung vollbracht war, rief alles: „Use Siebespringer is noch am Leben."

Aenne Goldschmidt (Handbuch des deutschen Volkstanzes, 4. Auflage, 1981, S. 292) nimmt an, daß die Wurzeln des Siebensprunges tief hinab in alte Fruchtbarkeitsbräuche reichen und er sich als ursprünglich reiner Männertanz später zu einem Paartanz mit Geschicklichkeitselementen und Werbecharakter entwickelt habe. Aber immer noch führten in der Regel nur die Burschen die Sprünge aus, auch im Paartanz, wobei den Mädchen die Aufgabe obliege, durch ein sprödes, ablehnendes Verhalten den Burschen zu immer weiteren Sprüngen zu provozieren. Sie erklärt eindeutig: „Die Beteiligung der Mädchen an den Sprüngen ist als Zerfallserscheinung zu werten."

Sie erwähnt, daß der erste Teil des Siebensprunges, ein Vortanz, aus den verschiedenen Formen bestehen könne, wobei maßgebend dafür sei, ob es sich um einen Paartanz oder um einen Männertanz handele. Typisch seien Paarrundtänze oder ein gemeinschaftlicher Kreisreigen als Vortanz. Im zweiten Teil folge die Tanzfigur in Sprüngen. Ich nehme an, daß dort, wo der Tanz als Tanz zur Aufnahme des Burschen in die Burschenschaft getanzt wurde, als Vortanz ein Kreistanz der Männer, die sich gegenseitig die Arme auf die Schultern gelegt haben, gedient hat, es bei Hochzeiten keine Vortänze gab, weil dort (wie in Norwegen, Harz) nur zwei Männer tanzten. Auch Herbert Oetke („Der deutsche Volkstanz", 1982, Seite 29) nimmt an, daß es sich um einen ursprünglich alten Männertanz handelt und zitiert Gertrud Meyer, die 1908 ausgeführt hat, daß in verschiedenen Gegenden „nur zwei Männer, die sich bei beiden Händen halten und zuerst rechts um, dann links um tanzen", den Tanz ausführen. Er schreibt, daß der Siebensprung „offensichtlich aus kultischer Handlung stammende Bewegungen" (a. a. O. S. 78) enthält. Er erwähnt ferner, daß neben Hochzeiten „namentlich bei landwirtschaftlichen Festen" der Siebensprung zum festen Bestand der Tänze gehörte (a. a. O. S. 224). Daß ursprünglich nur zwei Männer tanzten, ist noch aus der Form des Siebensprungs in Niblum zu sehen, wo es sich schon um einen Paartanz handelte, viele Friesenburschen mit ihren Mädchen in der Nationaltracht regelmäßig zum Tanz kamen, während dieses Tanzes immer aber nur zwei Paare tanzten vor oder nach den Sprüngen, wobei sich beide Burschen gegenüberstellten und die Mädchen alleine außen weiter tanzten, tanzte man einige Takte Schottisch. In Grünendeich im Alten Land endete der Tanz mit dem Legen auf den Bauch, beim Blankeneser „Söbensprung" tanzten meistens auch nur ein oder zwei Burschen, die die Beine nach links und rechts warfen; je schneller und verwickelter die Bewegungen, desto größer war der Beifall der Zuschauer. Bei den meisten Fassungen wurden die Sprünge nach rückwärts wieder aufgelöst, indem man zuerst den siebten, dann den sechsten, dann den fünften Sprung usw. fortließ. Da man im Usinger Land zu dem Tanz einen Text mit der Anrede „Hans Orem" singt, welcher vermutlich auf ein Lied zurückgeht, das bereits im Jahre 1500 entstanden ist, ist auch daraus das hohe Alter ersichtlich. Oetke verweist auch darauf, daß sich die Mädchen im Flachs wälzten und um den Flachs herumsprangen, um dessen Wachstum zu fördern, ferner daß im Helgoländer Siebensprung mit den Worten „Wide, wide, wid" unverkennbar Anklänge an den Text des „Wautreigens" enthalten sind, mit denen Wodan geehrt wurde (a. a. O., S. 279).

Er erwähnt ferner, daß – so wie der Siebensprung die Fruchtbarkeit fördern sollte – dies auch die Frauenhocktänze tun sollten. Da sie auch den Namen „Hasentanz" und „Krötentanz" tragen, deute dies auf alte Fruchtbarkeitsvorstellungen hin; es geht um verschiedene Varianten, wobei die Viereckaufstellung sicherlich die ältere Fassung des Tanzes sei (a. a. O., S. 289 f.). In der Rhön fand sich der Siebensprung unter dem Namen „Kopphei" und wurde andernorts als „Schnittertanz" oder „Erntetanz" bezeichnet. Zuweilen wurde der Tanz auch nur von einem Mann getanzt (Oetke, a. a. O., S. 331 f.). Da das Erntefest in Mecklenburg „Wodelbier" hieß, man dort den Siebensprung tanzte, ist es möglich, daß auch der „Waultanz" und der „Waulsang", den Rodenberg in seiner Chronik noch bis um das Jahr 1825 von den dortigen Ackerbürgern und Bauern ausgeführt erwähnte, der Siebensprung war (a. a. O., S. 352).

Festzuhalten bleibt: Zumindest bei unserer Erntefeier sollte der Neunersprung von zwei Männern getanzt werden, da wir in ihm den Rest eines alten Laiches erkennen dürfen.

Jürgen Rieger

Die Ballade vom Ulinger im hessischen Kinderlied

Eine Schöpfung nordischen Geistes in der Dichtkunst ist die Ballade, die bei allen germanischen Völkern gepflegt wurde. Sie behandelt vorwiegend tragische Sagenstoffe und gibt Zeugnis von der heroischen Weltanschauung voll düsterer Ahnungen um Kampf und Untergang. Der mythische Inhalt wird in ihr episch dargestellt, aber nicht gleichmäßig und ruhig fließend, sondern mit dramatischer Spannung und Wucht, in Rede und Gegenrede.

Da diese Lieder auch gesungen wurden, haben sie ihre eigenen Melodien und Rhythmen erhalten, die zu feierlichen, ursprünglich kultischen Chortänzen vorgetragen wurden.

Sie sind also universales Kunstwerk gewesen, aus dem sich sowohl die nordische Epik wie das nordische Musikdrama hätte entwickeln können, wenn nicht fremder Geist eingebrochen wäre und die Entwicklung unterbunden hätte.

Einige unserer Kinderlieder gehen auf diese uralten Volksgesänge zurück. Aber durch die Jahrhunderte und Jahrtausende haben sie vielfältige Umgestaltungen erfahren.

Ein Balladenstoff, der in einem Kinderlied behandelt wird, gehört zur unheimlichen Sage vom Ulinger oder, wie er in Frankreich hieß, vom Ritter Blaubart. Der Inhalt ist kurz folgender: Ein Ritter betört mit seinem Gesange eine Jungfrau, die dann von ihm entführt und gehangen werden soll. Schon elf Jungfrauen hat er verlockt und getötet, aber die zwölfte, Rautendelein oder Schön-Ännelein, wird seine Rächerin. Als er sie ermorden will, erschlägt sie ihn mit seinem eigenen Schwerte und reitet auf seinem Rosse heimwärts. In anderen Balladen wird auch sie getötet und der Mord dann von ihrem Bruder gerächt.

Das Motiv zu den Jungfrauenmorden ist der alte nordische Glaube an die Lebenskraft reinen Blutes, insbesondere die Vorstellung, daß das Blut unschuldiger Mädchen vom Aussatz heile. Wir brauchen uns nur an die mittelalterliche Legende vom „armen Heinrich“ des Hartmann von Aue zu erinnern, der auch nur durch das Blut einer reinen Jungfrau gerettet werden konnte. Echt germanisch ist ferner der Glaube an die zauberhafte Macht des Gesanges. Schon im Gudrunlied gewinnt Horant durch seine Zaubergesänge die Königsbraut.

Aus der großen Ballade vom Ulinger hat sich eine kleine Kinderballade entwickelt. Sie wird in Sonderbach i. O. folgendermaßen gesungen:



Und kämmte sich ihr goldnes Haar.
Und als sie damit fertig war,
Da fing sie an zu weinen.
Der kam ihr Bruder Karl herein.
Mariechen, warum weinest du?

Ich weine, weil ich sterben muß.
Da nahm der Karl das Messer raus
Und stach ihr in das Herze.
Da kam die Mutter aus dem Wald.
Wo ist denn mein Mariechen?
Sie ist schon längst begraben.
Da stand Mariechen fröhlich auf.
Mariechen war ein Engelein.
Der Karl der war ein Bengelein.

Während die Kinder singend im Kreise schreiten, wird jede im Lied beschriebene Handlung von einzelnen dazu bestimmten Spielern dramatisch dargestellt. Rede und Gegenrede wird von diesen allein vorgetragen.

Der Stein, der am Anfang des Liedes erwähnt wird, hat alte kulturgeschichtliche Bedeutung. E. M. Arndt schreibt darüber in seinen Erinnerungen, daß in Stralsund früher auf dem Markte der sogenannte „Breite Stein“ dazu gedient habe, feierlich Verlöbnisse zu verkünden. In diesem Sinne ist er auch hier zu nehmen.

Der tragische Schluß der Sage ist dem Kindergemüte unerträglich gewesen. Der Märchenglaube des Kindes läßt die Ermordete einfach wieder fröhlich zum Leben auferstehen und so die traurige Situation sich in eine freudige verwandeln.

In Bensheim dagegen schließt das Lied tragisch ab:

Mariechen saß auf einem Stein.
Da fing sie an zu weinen.
Da kam ihr Bruder Karl herein.
Mariechen, warum weinest du?
Ich weine, weil ich sterben muß.
Da kam der Jäger aus dem Wald
Und stach Mariechen in das Herz.
Da fiel sie tot zu Boden.
Mariechen ist ein Engelein.
Da kamen ihre Eltern rein
Und fingen an zu weinen.

Dadurch, daß der tragische Gehalt verloren ging, sind Neuschöpfungen entstanden, von denen auch unsere Gegend eine hervorgebracht hat, die inhaltlich mit dem Stoff der Kinderballade nichts mehr gemein hat. Eine solche Kinderposse wird in Lorsch gesungen:

Mariechen saß auf einem Stein.
Da ging die Türe klingelingeling.
Da kam die Katz zur Tür herein
Und fraß Mariechens Butterbrot.
Da ging die Türe klingelingeling.
Da kam die Mutter zur Tür herein.
„Die Katz, die hat mein Butterbrot gefressen!“
Da ging die Tür klingelingeling.
Da kam die Mutter mit’m Besenstiel
Und schlug die Katz zur Tür hinaus.

Die Melodie aller dieser Lieder ist gleich und deckt sich wiederum mit dem Liede: Dornröschen war ein schönes Kind. So sinnlos zuerst das besprochene Kinderlied erscheinen mag, so großartig ist der geistige organische Zusammenhang, in dem es steht.

Joseph Schopp

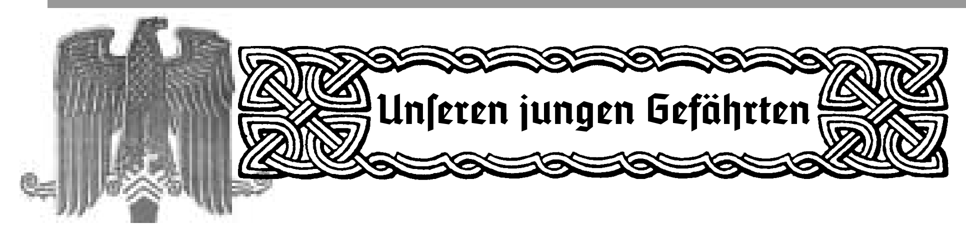


Ein Bauernbub führt eine Kuh durchs Dorf und trifft unterwegs den Pfarrer. „Na, wohin geht du denn mit deiner Kuh?“ fragt er. „Naja, ich führ sie halt zum Decken“, sagt der Junge. „Und da schicken sie ausgerechnet dich!“ sagt der Pfarrer voll moralischer Bedenken. „Kann das denn nicht dein Vater machen?“ „Nein, Herr Pfarrer das können Sie nicht beurteilen, das kann überhaupt nur der Stier.“

*

Warum zog Moses mit den Juden durchs Rote Meer?

Weil er sich genierte, mit der Mischpoche durch die Stadt zu gehen.



Aus Deutschlands Vorzeit: Die Bronzezeit

Teil 6

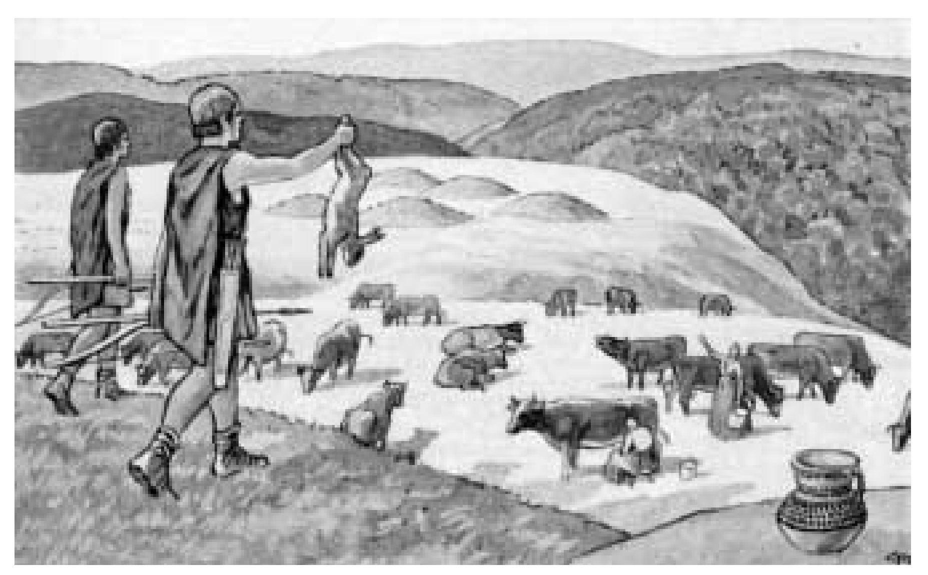


Abb. 34

Süddeutschland zur Bronzezeit

Gegen Süddeutschland und das Rheingebiet grenzten die Germanen an ein Volk, über dessen Zugehörigkeit lange Zeit Zweifel bestanden haben. Wir können uns hier nicht auf die verschiedenen Ansichten einlassen; soviel nur können wir sagen, daß dieses Volk vielleicht schon als keltisch, zumindestens urkeltisch anzusprechen ist. Jedenfalls saßen in diesem Gebiet in der letzten Hälfte des Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung die Ahnen der Kelten. Auch sie gehörten der großen indogermanischen Völkerfamilie an.

Es gab einmal eine Zeit, in der man alles für „keltisch" hielt, in der man die hohe Bronzekultur der Germanen als keltischen Einfluß oder keltische Einfuhr erklärte. Die Forschung hat heute die Bodenständigkeit unserer germanischen Bronzekultur erwiesen.

Die Bronzezeit Süddeutschlands, die wir rund von 1800–1000 vor üblicher Zeitrechnung ansetzen, wird auch die Hügelgräberbronzezeit genannt. Denn die Kelten bestatteten ihre Verstorbenen damals verbrannt oder unverbrannt unter flachen oder halbkugeligen gewölbten Hügeln. Solche Gräber lagen oft in Gruppen in großer Zahl, 30–40 nebeneinander auf den Höhen der Schwäbischen oder Fränkischen Alb.

Die zu diesen Hügelgräbern gehörenden Siedlungen aufzufinden, ist bisher noch selten geglückt. Da nun der Ackerbau auf dem nicht sehr fruchtbaren Kalkboden nur in höchst bescheidenem Maße möglich war, haben die Kelten, wenn sie siedelten, einen almartigen Weidebetrieb gehabt. Sie nützten die Wiesen des Moränegebietes (Gletscherschutt) in Oberbayern (Starnberger See, Roseninsel). Dichte Wälder boten ihnen außerdem ertragreiche Jagdgründe.

Unser Bild (Abb. 34) zeigt eine solche Almwirtschaft, wie sie etwa in einem Wiesental der Schwäbischen Alb bestanden haben mag. Frauen sind bei der weidenden Rinderherde beschäftigt, Männer kehren von der Jagd zurück. Im Mittelgrund auf einer Wiesenkuppe erheben sich die halbkugeligen Hügelgräber. In der Ecke rechts unten zeigen wir einen für die Kelten kennzeichnenden Krug mit seinen Kerbschnittmustern, die tief wie in Holz in den Ton gekerbt worden sind. Solche Krüge kommen besonders in Württemberg, der Rheinprovinz, Rheinhessen und Starkenburg vor.

Was wir in Gräbern an bronzenen Schwertern und Dolchen, Äxten und Pfeilspitzen der Kelten fanden, unterscheidet sich mehr oder weniger nach geschmacklichen und modischen Gesichtspunkten von gleichen Funden im Norden.

Bezeichnend für Süddeutschland dürfte vor allem der mannigfache Schmuck der Frauen sein.

Unser Bild (Abb. 35) zeigt drei keltische Frauen auf der Landstraße im Gespräch und im Spiel mit ihren Kindern. Nicht nur an den Armen tragen sie mehrfach umlaufende und in Spiralen auslaufende Reifen. Die Frau in der Mitte unseres Bildes hat einen besonders schönen bronzenen Gürtelhaken, um den Hals eine Bernsteinkette, ein kostbares Schmuckstück, das weit aus dem Norden von der jütischen Insel, vielleicht über Mainz, das schon damals ein Umschlagplatz war, in die Schwäbische Alb gewandert sein muß. Die sogenannte



Abb. 35

Radnadel, mit der die Bluse vor zusammengehalten wird, ist zugleich ein in Süddeutschland beliebtes Zierstück gewesen. Es wurde von Frauen getragen, wohl auch von Männern, denn die im Norden übliche Gewandspange (Fibel) fehlte im Süden.

***

Es ist immer gut, sich geschichtliche Vorgänge auf einer Landkarte zu verdeutlichen; so prägt sich das Gelesene am besten ein. Das gilt nicht nur für die „geschriebene“ Geschichte, sondern auch für die „schriftlose“ Vorgeschichte.

Wie wir die Betrachtung der Jungsteinzeit mit einer Karte abgeschlossen haben, ebenso wollen wir auch mit einer Karte der Bronzezeit noch einmal auf eine vereinfachende Weise veranschaulichen, wie die Siedlungsgebiete unseres Vaterlandes im besonderen Hinblick auf die Landnahme der Germanen verlaufen ist.



Abb. 36

Deutschland vor 3500 Jahren

Wenn wir auf unserer Karte (Abb. 36) Deutschland in der Bronzezeit betrachten, also vor rund 3500 Jahren, so sehen wir auf den ersten Blick, wie sich die Germanen im Laufe der Jahrhunderte von ihren Stammsitzen in Jütland, Südschweden und Norddeutschland her immer weiter nach Osten, Süden und Westen ausgebreitet haben. Es ist leider nicht möglich, diese Landnahme in ihren einzelnen Stufen (Phasen) auf einer einzigen Karte zu verzeichnen.

Wir bezeichnen die vorrückenden Grenzen mit heutigen Städtenamen. Danach erreichten die Germanen um 1200 vor üblicher Zeitrechnung etwa eine Linie, die durch die Städte Bremen – Magdeburg – Berlin – Stettin – Hildesheim – Naumburg – Leipzig – Dessau beschrieben wird. Um 800 v. ü. Ztr. haben sie bereits die Linie Emden – Osnabrück – Hildesheim – Naumburg – Leipzig – Dessau – Berlin – Schneidemühl – Danzig erreicht. Unaufhaltsam werden die Germanen in dem nächsten Jahrtausend das während der Bronzezeit noch von Illyrern und Kelten besetzte Gebiet überfluten.

Die germanischen Gebiete und die ihrer Nachbarn sind wieder durch eingestellte Figuren und bezeichnende Gegenstände angegeben.

Wir sind am Ende unserer Wanderung durch die Vorgeschichte. Wir gingen aus von der Jungsteinzeit, in der die Anfänge unserer Volkswerdung liegen und schließen mit der Bronzeit, einer Blütezeit des germanischen Volkes.

Wir konnten immer nur in großen Zügen das weite Gebiet der Vorgeschichte durchstreifen, aus der unübersehbaren Mannigfaltigkeit des Stoffes einiges Wichtige herausgreifen, davor verweilen. Der Blick war dabei immer auf das Erbe unserer Ahnen gerichtet.

Vielleicht ist es geglückt, daß manch einer, dem die Vorgeschichte bisher fremd gewesen ist, nun einige große Leitlinien behält und sich zurechtfindet, wenn er einmal Umschau hält in seinem Heimat- oder Provinzialmuseum. Etwa in Bonn, Halle, München, Stuttgart, Weimar, dem großen Museum in Berlin und der umfassenden Sammlung für deutsche Vorgeschichte in Mainz, dem 1852 gegründeten Römisch-Germanischen Zentralmuseum*, das die große Aufgabe hat, in Fundstücken und mustergültigen Nachbildungen einen annähernd vollständigen Überblick über die deutsche Vorgeschichte zu geben.

In den folgenden Ausgaben der Nordischen Zeitung wird der hier anschließende Zeitraum von anderthalb Jahrtausenden, die Eisenzeit, der Kampf um den Rhein und die große germanische Völkerwanderung in den ersten fünf Jahrhunderten nach üblicher Zeitrechnung bis zur Gründung des Deutschen Reiches in ähnlicher Weise behandelt.

(Fortsetzung im nächsten Heft mit der Reihe: „Aus Deutschlands Vor- und Frühzeit“)

Anmerkungen:

* Weit über Deutschland hinaus genießt das Römisch-Germanische Zentralmuseum einen hervorragenden Ruf. Zuletzt wurden hier Funde des Südtiroler Gletschermannes konserviert, peruanische Entdeckungen eines Fürstengrabs restauriert und sogar eine Außenstelle im chinesischen Xian eingerichtet, wo Experten aus Mainz bedeutende Metallfunde unter die Lupe nehmen.

Im Nordwestflügel des Kurfürstlichen Schlosses erwartet die Besucher eine nicht minder bedeutsame Palette spektakulärer Funde – eindrucksvoll wird ein Bogen von der Steinzeit bis zum frühen Mittelalter geschlagen.

Öffnungszeiten:

Di. bis So. 10.00 bis 18.00 Uhr, Mo. geschlossen.

Römisch-Germanisches Zentralmuseum

Forschungsinstitut für Vor- und Frühgeschichte

Kurfürstliches Schloß

Ernst-Ludwig-Platz 2

55116 Mainz

www.rgzm.de

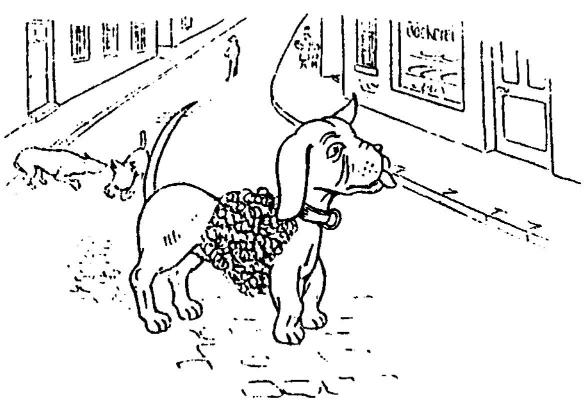


Abb. 37: Germanische Landnahme



Der Pudelmops-dackelpinscher

Jeden Abend, wenn sich die Dämmerung herniedersenkt, kommt ein Hund durch die Straßen unserer Vorstadt gelaufen. Niemand kennt ihn. Er ist fremd. Er hat keine Heimat und keinen Namen. Seine Großeltern väterlicherseits waren ein Pudel und eine Möpsin, seine Großeltern mütterlicherseits ein Dackel und eine Pinscherin. Seinen Vater könnte man also einen Pudelmops und seine Mutter eine Dackelpinscherin heißen. Und dem Hunde selbst müßte man gerechterweise die Rassebezeichnung geben: Pudelmopsdackelpinscher.



Dieser Pudelmopsdackelpinscher also ist es, der sich bei uns herumtreibt. Wenn man ihn genauer ansieht, dann kann man tatsächlich die Rassenmerkmale seiner Großeltern feststellen. Sein gekräuseltes, schwarzes Haar erinnert an einen Pudel, sein riesiges Maul mit den herabhängenden Lippen an einen Mops! Seine krummen Beine erinnern an einen Dackel und eines seiner Ohren an einen Pinscher! Also ein Pudelmopsdackelpinscher im wahrsten Sinne des Wortes!

Ebensowenig wie dieser Hund eine Heimat hat und irgendeinen Menschen als seinen Herrn anerkennt, hält er sich an eine Gesellschaftsordnung. Er kümmert sich nicht um die Anstandspflichten, die selbst Hunde zu erfüllen haben. Er geht nur seine eigenen Wege. Wenn die anderen Hunde längst schlafen, dann streunt er herum. Und wenn die anderen Hunde mit Frauchen oder Herrchen spazierengehen, dann schläft er in irgendeiner Ecke.

Auch die Ernährungsfrage macht ihm keine Sorgen. Wenn er sieht, wie andere Hunde schön folgsam sind, damit ihnen ihr Herr ja recht gute Mahlzeiten gibt, dann muß er lachen.

„Ich hol' mir mein Fressen schon selbst", sagt er und geht auf Raub aus.

Und stehlen kann er, das muß man ihm lassen! Nichts ist vor ihm sicher. Überall streicht er herum. Was ihm in den Weg kommt, das frißt er zusammen. Hier stiehlt er einem Bernhardiner einen Knochen weg, dort säuft er die Milch aus, die für die Katze bestimmt ist. Hier frißt er ein Nest mit jungen Vögeln auf, dort klaut er einem Arbeiter das Frühstück. Wenn ihn die anderen Hunde wegen seiner Diebstähle zur Rede stellen oder wenn ihm einer der Menschen, die er bestohlen hat, einen Stein nachwirft, dann tut er sogar noch beleidigt.

„Ich hab' doch das Recht zum Klauen!" sagt er und trollt von dannen.

Der Pudelmopsdackelpinscher hat keine Freunde, weder bei den Menschen noch bei den Hunden. Er ist ein unleidlicher Bursche. Es gibt für ihn nichts Schöneres als den Streit. Von morgens bis abends zankt er sich mit den anderen herum. Er haßt den Frieden. Am wohlsten ist es ihm, wenn es Krach gibt. Und wenn kein Grund zu Streitigkeiten vorhanden ist, dann versteht er es, die anderen Hunde gegeneinander aufzuhetzen. Dann schürt er solange, bis sie sich endlich in den Haaren liegen. Und wenn sie sich dann so abraufen, daß Blut fließt, dann tut der Pudelmopsdackelpinscher auf einmal ganz scheinheilig und sagt zu den andern:

„Wie kann man nur so böse sein!"

In Wirklichkeit aber freut er sich und denkt:

„Na, das hab' ich wieder gut gemacht!"

Der Pudelmopsdackelpinscher ist aber auch sonst ein Hund, den man hassen und verachten muß. Am wohlsten fühlt er sich im Schmutze. Wo es eine Pfütze gibt, da legt er sich mitten hinein. Er wälzt sich am liebsten im Unrat. Sein Fell ist über und über verschmutzt und ein furchtbarer Geruch zieht von ihm weg. Aber gerade das gefällt ihm.

„Ich bin eben ein besonderer Hund!" So sagt er und erhebt stolz seinen Kopf.

Der Pudelmopsdackelpinscher ist auch noch in anderen üblen Dingen ein Meister. Im Bellen, zum Beispiel, da tut es ihm keiner gleich. Kläffen kann er so laut in der Nacht, daß die Bewohner ganzer Straßen davon wach werden.

Auch im Beißen hat er es zu einer besonderen Kunstfertigkeit gebracht. Er wagt es zwar nicht, einen Gegner von vorne anzugreifen. Nein, das wäre zu gefährlich! Aber in dem Augenblick, wo der andere nicht aufpaßt oder ihm gar den Rücken zeigt, da wird er mutig. Da beißt er zu. Dann aber rennt er davon, so schnell er nur kann. Der Pudelmopsdackelpinscher ist ein Feigling. Auf ihn allein paßt das Wort: feiger Hund.

Seit Jahren treibt sich der Pudelmopsdackelpinscher, dieser Rassemischling, in unserer Nähe herum. Wir haben ihn kennengelernt in seiner Niedertracht und Gemeinheit. Aber wir wissen es: Eines Tages muß und wird sich sein Schicksal erfüllen. Erst dann ist wieder Ruhe und Ordnung in den Straßen unserer Stadt.

E. H.



Spielanleitung:
Die „Brunnenfrau" kauert sich nieder und die Kinder springen singend herum. Bei „zieh mich in den Brunnen" muß die „Brunnenfrau" laufen und versuchen einige Kinder zu haschen, die dann Brunnenfrauen sind.

Unser Märchen-Rätselbild



Sechs Märchen, allbekannt, sind im Bild verborgen. Erkennst sie heute nicht, so doch gewißlich morgen.

(1. Die Rabe – 2. Rotkäppchen – 3. Der gestiefelte Kater – 4. Die Bremer Stadtmusikanten – 5. Die Sterntaler – 6. Hänsel und Gretel)

ᚷᛖᛁᛋᛏᛖᛋᚠᚱᛖᛁᚺᛖᛁᛏ

ᛁᚾ ᚠᛖᛋᛋᛖᛚᚾ ᚴᚨᚾᚾ ᛞᛖᚱ ᛞᛖᚢᛏᛋᚲᚺᛖ ᚷᛖᛁᛋᛏ ᚾᛁᚲᚺᛏ ᛚᛖᛒᛖᚾ,
ᛖᚱ ᚷᛚᛖᛁᚲᚺᛏ ᛞᛖᛗ ᚨᛞᛚᛖᚱ, ᛞᛖᚱ ᛞᛁᛖ ᚠᚱᛖᛁᚺᛖᛁᛏ ᛚᛁᛖᛒᛏ. –
ᚾᚢᚱ ᛃᛖᚾᛖᛗ ᚠᚢ̈ᚺᚱᛖᚱ ᛁᛋᛏ ᚢᚾᛋᛏᛖᚱᛒᛚᛁᚲᚺᚴᛖᛁᛏ ᚷᛖᚷᛖᛒᛖᚾ,
ᛞᛖᚱ ᛞᛖᚢᛏᛋᚲᚺᛖᚾ ᛗᛖᚾᛋᚲᚺᛖᚾ ᚷᛖᛁᛋᛏᛖᛋᚠᚱᛖᛁᚺᛖᛁᛏ ᚷᛁᛒᛏ.

ᛖᚱᛁᚲᚺ ᛚᛁᛗᛈᚨᚲᚺ



Das Ruhrbistum will bis zu 122 Kirchen schließen

Das sehen die Pläne vor, die das Bistum im Zuge der geplanten Neugliederung bisher in den einzelnen Stadt-Dekanaten vorgestellt hat. Von den rund 122 „überflüssigen“ Gebäuden sind bisher bereits 87 im Revier betroffen. Die Entscheidung für Duisburg-Hamborn, Gelsenkirchen-Mitte und Dortmund-Mitte steht noch aus. Das Bistum will so die Hälfte der 30 Mio Euro jährlich an Schlüsselzuweisungen einsparen. In welchem Ausmaß Stellen von Mitarbeitern gefährdet sind, sei noch nicht abzusehen, erklärte Bistumssprecher Ulrich Lota. Die Dekanate können innerhalb von sechs Wochen Einspruch erheben, Bischof Felix Genn werde dann bis Jahresende entscheiden. Die neu gebildeten Pfarreien legen in Abstimmung mit dem Bistum fest, ob die Gebäude abgerissen oder verkauft werden. „Klar ist nur, daß sie nicht an Muslime verkauft werden dürfen. Das könnte die Gefühle vieler Katholiken verletzten“, so Lota.

Herz Mariä trägt schwarz

Die Kirchen-Streichliste des Bistums für das Essener Stadtgebiet liegt vor, 25 Kirchen stehen zur Disposition. Nun regt sich Protest, wehen gar schwarze Fahnen – denn viele Gläubige hängen an ihrem Kirchbau.

Es ist unruhig in der Gemeinde St. Suitbert Überruhr. „Seit einigen Wochen steht der katholische Teil von Überruhr unter Schock“, schreibt Stephan Riemenschneider (38) von der Kevelohstraße. Auf der Internet-Homepage der Pfarrgemeinde ist unter www.mariaeheimsuchung.de ein lebendiges Forum entstanden, wo sich bisher 61 Christen und Institutionen wie der Elternrat des Suitbertkindergartens Luft gemacht haben. Stephan Riemenschneider bemängelt, daß die Kriterien für die Entscheidung gegen die Suitbert-Kirche nicht offen gelegt worden seien, und verweist auf die aktive Jugendarbeit, das intensive Gemeindeleben, den sozialen Brennpunkt und die seit 1961 um 43 Prozent gestiegene Katholikenzahl in Überruhr.

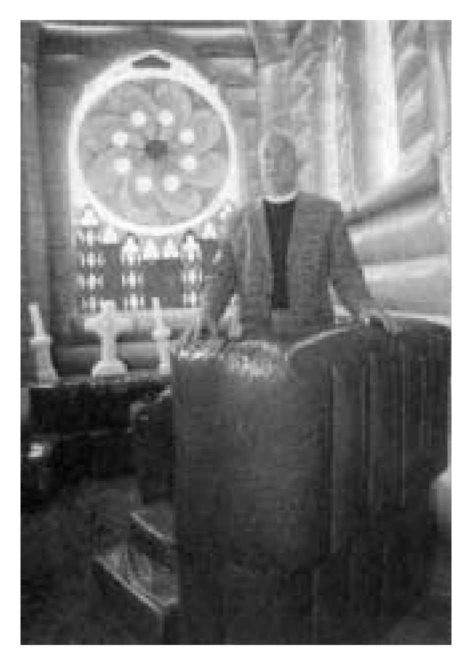
In Steele denkt man schon weiter. Die Eiberger Dreifaltigkeits-Kirche muß zwar aufgegeben „aber nicht abgerissen“ werden, sagt der stellv. Vorsitzende des Kirchenvorstands von St. Joseph Steele-Horst, Heribert Staudinger. Diese Josephs-Kirche steht, im Gegensatz zum gleichnamigen aber deutlich kleineren Bau in Kray-Leithe, nicht auf der Streichliste. Die Proteste der Gläubigen kann er nachvollziehen. „Wo immer Bischof Hengsbach ein Neubaugebiet sah, da mußte auch eine Kirche hin“, sagt er. „Viele Leute haben damals Opfer gebracht und auch selbst den Spaten in die Hand genommen, um neue Kirchen zu bauen. Und jetzt sollen diese Gebäude weg.“

Das Herz Mariä in Altenessen trägt ein schwarzes Kleid. Beim Pfarrfest an der Heßler Straße, traditionell eine fröhliche Angelegenheit, wurde der Kirche am Wochenende ein Trauerflor aufgesteckt, Jugendliche trugen sie symbolisch zu Grabe. Die Gemeinde hat Appelle an den Ruhrbischof geschickt, ihre Kirche zu verschonen. Pfarrer Hans Ferkinghoff läßt seine Leute damit nicht alleine, er hofft ebenso wie Diakon Ewald Hillmann, daß die Kirche und die „florierende Jugendarbeit“ erhalten werden können. Joachim Meinusch aus dem Pfarrgemeinderat verweist auf die 2800 Nutzer, die die Pfarrbücherei im letzten Jahr gehabt habe. Jugendleiter Raphael Dornebusch: „Wir geben nicht auf.“

Um ihren Bitten Nachdruck zu verleihen, marschierten die Altenessener am 25. Juni von St. Gertrud an der Rottstraße durch die Innenstadt zum Dom. Nicht als Demonstration, das wäre ja gar nicht so richtig katholisch. Schlimmer: als Bittprozession.

Aufblasbares Gotteshaus

Die Kirche bläst die Backen auf. Mit dem, was dann an heißer Luft entweicht, kann man das erste aufblasbare Gotteshaus der Welt füllen. In Esher in der Grafschaft Surrey ist der vierzehn Meter hohe Windbeutel auf der Kirchenmesse „ Christian Resources Exhibition“ schlecht zu übersehen. Der nicht aufblasbare Pfarrer Chris Keating erprobt gerade die Belastbarkeit der Kanzel, die sich ein wenig wulstig in die gotische Bauweise einzuzwängen sucht. Auch Bänke, Orgel, Altar und Kreuze lehnen sich behäbig windschief an die



abgeschlaffte Tradition an. Kunsthistoriker werden Michael Gills Entwurf eines Tages den Beginn der Polyester-Popmoderne nennen, die sich bisher in Hüpfburgen verirrte. Rund 60 Personen finden in der Heiße-Luft-Schloß-Kirche Platz, die in drei Stunden aufgeblasen ist und nur 2700 Euro Miete pro Tag kostet. Noch predigt Chris Keahing allerdings vor vollkommen leeren Bänken. Vielleicht wartet er auch nur, daß ihn jemand abholt, bevor ihm die Luft ausgeht.

Die Leere in den Fakultäten

Die Kirchen haben ernste Nachwuchssorgen: Es gibt zu wenig Theologiestudenten und damit zu wenig zukünftige Pfarrer und Priester. An den Universitäten geht die Sorge um, daß nun theologische Fakultäten eingespart werden, was das Problem noch verschärfen würde.

In Deutschland ist die Zahl der evangelischen Theologiestudenten in den vergangenen Jahren erfreulich gesunken. Jetzt fürchtet die Kirche, in ein paar Jahren ihre Pfarrstellen nicht mehr besetzen zu können. „Mitte der achtziger Jahre gab es in den westdeutschen evangelischen Kirchen 14000 Theologiestudenten. Heute sind es bundesweit knapp 4000“, zählt der Leiter des theologischen Ausbildungs- und Prüfungsamtes in Kiel, Oberkirchenrat Michael Ahme.

Die Nordelbische Evangelisch-Lutherische Kirche fürchtet, daß sie im Jahr 2008 mehr als 50 vakante Pfarrstellen haben wird. Eine bundesweit verbreitete Broschüre, von sechs Landeskirchen produziert, soll um Pfarrer-Nachwuchs werben. „Ganz so dramatisch ist die Situation in anderen Landeskirchen nicht“, sagt der Sprecher der evangelischen Kirche, Thomas Krüger. So hätten die Gemeinden in Westfalen nach wie vor Probleme, alle Theologie-Studenten unterzubringen.

Dramatisch ist die Situation in der katholischen Kirche. Dort herrscht seit vielen Jahren Priestermangel und eine zunehmende Überalterung des Klerus. Etwa ein Drittel der Gemeinden hat keinen eigenen Pfarrer. Viele Geistliche sind für mehrere Gemeinden zuständig, Laien müssen Aufgaben wie Beerdigungen übernehmen. Bundesweit liegt die Zahl der neu geweihten katholischen Priester pro Jahr nur noch bei etwa 130.

„Es geht nicht, daß wir unseren Glauben nur mit Ehrenamtlichen weitergeben. Dafür sind fundiert ausgebildete Menschen nötig, schließlich ist das Pfarramt das wichtigste, das wir in der Kirche haben“, meint Hamburgs lutherische Bischöfin Maria Jepsen. Geduld, Anstrengung, Neugier und Kommunikationsfähigkeit benötige ein guter Gemeindepfarrer. „Die Attentate vom 11. September und das Blutbad in Erfurt haben gezeigt, wie sehr wir als Kirche in der Gesellschaft gebraucht werden. Gerade heute gilt es, auf den Glauben hinzuweisen“, sagt die Theologin.

Das Desinteresse junger Menschen am Pfarrberuf führt sie vor allem auf die schlechten Anstellungschancen der vergangenen Jahre zurück, als die geburtenstarken Jahrgänge und sozial engagierte Anhänger der Friedensbewegung die theologischen Fakultäten füllten und für eine Theologenschwemme sorgten. Viele Bewerber fanden keine Stelle oder mußten sich eine teilen. Das hat zu Perspektivelosigkeit geführt.

Diese Ansicht teilt Krüger: „In den siebziger und achtziger Jahren hatten wir eine Boomzeit.“ Mit den zunehmenden Finanzproblemen der Landeskirchen hätten seit Anfang der neunziger Jahre nicht mehr alle Theologiestudenten übernommen werden können. Er weist jedoch auch auf das Umfeld hin. „Theologie und Kirche haben nicht mehr den Stellenwert wie früher.“

Wegen der drastisch sinkenden Studentenzahlen fürchten manche theologischen Fakultäten um ihr Bestehen. „Alle stehen wir unter großem Einspardruck“, sagt der Hamburger Professor Hans-Martin Guthmann. Das Theologiestudium ist seiner Ansicht nach reizvoll: „Die Spannbreite reicht von der Altorientalistik über Predigtlehre bis zur Familientherapie“, sagt er. Allerdings müsse jeder Theologiestudent über das intellektuelle Wissen hinaus auch eine spirituelle Kompetenz und Lebenspraxis entwickeln.

„Theologen sind hoch qualifizierte Kulturvermittler, geben weltanschauliche Werte weiter und sind in ethischen Belangen unersetzbar“, meint der Kieler Hartmut Rosenau. Nur drei Kandidaten haben sich bei ihm zum nächsten Examen angemeldet.

Die wenigen Theologiestudenten finden fast überall paradiesische Bedingungen vor: kleine Seminare, gute Betreuung durch die Professoren und genügend Geld für Auslandsstipendien.

> Handle so, daß Du überzeugt sein kannst, mit Deinem Handeln auch Dein Bestes und Äußerstes dazu getan zu haben, die Menschenart, aus der Du hervorgegangen bist, bestands- und entwicklungsfähig zu halten.
>
> Erwin Guido Kolbenheyer



Du kamst, du gingst mit leiser Spur,
ein flücht'ger Gast im Erdenkleid.
Woher, wohin? Wir wissen nur:
Aus Ewigkeit, in Ewigkeit.

Wir trauern um unseren Sohn und Bruder

Ragin

ᛉ 6.6.05 ᛦ 23.6.05

Petra und Marc Müller

Gerhild, Gunn-Heide, Wieland, Thoralf, Sonngard

Abschied von Franz Kehl

ᛘ 6.4.3732 ᛦ 4.4.3805

Am vierten Tag im Ostermond starb nach schwerer Krankheit und zum Glück nicht allzulangem Leiden unser Schriftführer Franz Kehl. Er hinterläßt einen Sohn und eine Tochter sowie seine hingebungsvolle Lebensgefährtin.

Franz, den wir schwäbisch sprechend kennen, wurde in Koblenz am Rhein geboren – der Stadt am „Deutschen Eck“ beim Zusammenfluß von Rhein und Mosel, wo gegenüber auf hohem Felsen die Veste „Ehrenbreitstein“ emporragt. Oft spiegelt deren Weichbild in den Wassern dieser beiden Flüsse.

Diese Eindrücke mögen es wohl gewesen sein, die seine Empfindungen im Leben zu einem Bewußtsen geformt haben, welches sich zu dem einen schlichten Satz verdichten läßt: „Deutsch sein war sein Lebensinhalt.“ Ein Grundton, der aber auch sein (wie bei uns allen) Menschliches und Allzumenschliches überstimmte!

Die schmalen Lebensverhältnisse nach Ende des großen Krieges ließen die elterliche Familie in die Heimat seiner Mutter ziehen. Zuerst nach Ottobeuren und schließlich nach Konstanz. Dort war es auch, daß sich seine Umgangssprache vom Rheinischen zum Schwäbischen wandelte.

Konstanz war und ist ein Tor zur Schweiz. So hatte der inzwischen herangewachsene Franz das damalige Glück, einen Arbeitsplatz in einem schweizer Chemiewerk zu erhalten. Doch „Glück und Glas …?“ Bei ihm wurden zum Glas die Laugen und die Säuren dieses Chemiewerkes. Er erlitt bei einem Arbeitsunfall eine empfindliche Augenverletzung. Es war ein herber Einschnitt in das Leben eines jungen Mannes, doch Franz ließ sich nicht niederdrücken. Er hatte den Mut zu einem weitgehenden Berufswechsel, er betrat den zweiten Bildungsweg und wurde Lehrer. Die Anstellung in diesem Beruf brachte ihn auf Schulen im nördlichsten Baden.

Dort an der Bergstraße, wo Baden und Hessen aufeinandertreffen, suchte und fand er schließlich auch seine Heimat im volks- und heimattreuen Kreis. Eine Heimkehr, die ihn als Krönung dann auch in unsere Glaubensgemeinschaft führte.

Franz wurde ein mitarbeitender Gefährte, sowohl in den heimatlichen Gefährtschaften von Hessen und der Kurpfalz, als auch in der Gesamtgemeinschaft. Seiner Schriftführung wurde zu Beginn schon gedacht.

Unvergessen allen aber bleibt uns Franz als Rupprecht unserer Julfeiern!

R. G.

Gemeingermanischer ergänzter Futhark:

A B C D E F G H I J K L M N O P Q R S T U V W X Y Z Ä Ö Ü